Die Romane von Friedrich von Uechtritz

Einleitung und I. Kapitel.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Königl. Universität Breslau vorgelegt und mit deren Genehmigung veröffentlicht

von

ACAD. LUGDUNAT. BIBL.

Curt Meyer
aus Jauer

Montag, den 27. Februar 1911, mittags 11 Uhr
im Musiksaal der Universität

Vortrag:
Geschichtliche Charaktere in den Dramen Hebbels

Breslau
Druck von R. Nischkowsky
1911

Gedruckt mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät der Königlichen Universität Breslau.

Referent: **Prof. Dr. Koch.**

Termin der mündlichen Prüfung: 14. Dezember 1910.

Die vollständige Arbeit erscheint als 26. Heft der „Breslauer Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte“ herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin.

Meinen Eltern!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543115_0091

Einleitung.

Friedrich von Uechtritz war unbedingt überzeugt von seinem Beruf als Dichter. Sein ganzes Leben ist ein Kampf, ein Ringen um Anerkennung als Dichter. „Mit der Ungunst der Zeiten hat Uechtritz einen schweren Kampf gehabt. Sie haben nicht Wort gehalten; nachdem sie in der Jugend sein Talent hoch auf den Schild gehoben, hat er sich später mit einer mäßigen Zahl solcher Anhänger begnügen müssen, die noch innere Ruhe für das Rauschen der Poesie hatten; aber er schrieb, weil er schreiben mußte, und darum war er zufrieden, wenn nur Wenige ihn anerkannten, und die hat er immer gefunden. Sein Weg ist ein eigentümlicher, mit dem Drama beginnend endet er mit einer theologischen Arbeit“[1]).

Die erste Hälfte seines Lebens gehört der dramatischen Tätigkeit an. Sein Schaffen und seine Erfolge auf diesem Gebiete haben schon eine Behandlung gefunden[2]). Die vorliegende Betrachtung soll sich mit den Romanen beschäftigen. Die Betätigung auf diesem Gebiete fällt in die reife Manneszeit des Dichters; die letzten Jahre seines Greisenalters sind ausschließlich mit rein theologischen Studien ausgefüllt.

Uechtritz hat sich selbst in seinen Briefen nicht darüber ausgesprochen[3]), weshalb er der dramatischen Tätigkeit entsagte

---

[1]) Marianne Immermann an die Witwe des Dichters. 4. Dez. 1884.

[2]) Wilh. Steitz, Fr. v. Uechtritz als dramatischer Dichter. Ein Beitrag zur Literatur- und Theatergeschichte der zwanziger Jahre des 19. Jahrh. Görlitz 1909.

[3]) Nur eine Bemerkung findet sich: An seinen Bruder Rudolph schreibt Uechtritz (7. März 1846), daß durch die polnische Revolution 1830 die Aufführung der „Rosamunde“ in Wien verhindert worden sei, „für die sich West (der damals noch am Leben und einer der größten Theaterkenner war) auf das Lebhafteste interessierte. Von ihm in Szene gesetzt, hätte sich mein Werk eine Aufnahme versprechen dürfen, die vielleicht meinem ganzen Leben eine andere Wendung gegeben hätte.

und zum Roman überging. Daß er mit seinen Dramen sich nicht durchsetzte, nicht die ersehnte Anerkennung fand, mag den Übergang äußerlich begründet haben; seine innere Begründung findet er in dem Wesen des Dichters. Sein Hang zu psychologischer Vertiefung, ein „Vorwiegen des Reflektierenden" befähigte ihn mehr zum Roman- als Dramendichter. Die Natur seines Geistes neigte sich entschieden zum Epischen, ließ ihn den vom Drama unzertrennlichen Lakonismus nicht finden[1]), sein Geist bedurfte „einer größeren Ausbreitung, um zur vollständigen Wirkung zu gelangen." (Ebenda.)

Schließlich hat man die Wendung zum Roman in des Dichters religiöser Veranlagung zu suchen. „Der Ernst religiöser Vertiefung", der schon „merkwürdig früh"[2]) bei ihm hervortritt, wird immer stärker in ihm, und für die Lösung der ihm sich aufdrängenden Fragen religiöser und theologischer Art war dem Dichter die epische Behandlung die gegebene. Daß Uechtritz, seiner religiösen Veranlagung folgend und im Zusammenhange mit seiner Neigung zur Reflexion und zur Lehrhaftigkeit, die Kunstform auch des Romans verschiedentlich überschritt, hindert nicht, anzuerkennen, daß er wirklich bedeutende Romane geschaffen hat, daß diese seine Dramen an Bedeutung, als Erzeugnisse der reifsten Schaffenszeit, hinter sich lassen.

Nach dem Mißgeschick der „Rosamunde" (s. o.) entsagte Uechtritz der dramatischen Tätigkeit, nachdem er inzwischen, in der Zeit nach Vollendung dieses Dramas, während der vergeblichen Versuche, es auf die Bühne zu bringen, noch ein letztes „dramatisches Gedicht", wie er „Die Babylonier in Jerusalem" nannte, vollendet hatte (1835)[3]). Mit diesem Werke betrat er das Gebiet der religiösen Probleme[4]), deren Lösung der Inhalt seiner Romane war. Schon im Jahre 1836, auf einer Reise nach der Heimat, teilte er seinen Angehörigen den Plan

---

[1]) Hebbel an Ue. 19. März 1855.

[2]) Marianne Immermann a. a. O.

[3]) Die in Uechtritz' Drama vorgeführte Geschichtsperiode behandelte neuerdings Ernst Trampes historischer Roman „Ein König von Juda". Berlin 1909. Nur hat Trampe neben dem König und Jeremia noch einen freierfundenen jugendlichen Hauptheldeu eingeführt.

[4]) Steitz S. 90.

zu einem Roman („Albrecht Holm“) mit[1]). Erst Anfang 1842 begann er mit der Ausarbeitung. In den folgenden 30 Jahren seines Lebens schuf er drei Romane, ein vierter blieb unvollendet[2]). Das erscheint wenig, auch wenn man berücksichtigt, daß der erste Roman „Albrecht Holm“ sieben Bände umfaßt, die nächsten je drei. An „Holm“ arbeitete der Dichter 8 Jahre. Aber peinliche Gewissenhaftigkeit war sein erster Grundsatz bei der Arbeit; er wurde nicht sündig „gegen den heiligen Geist der Kunst und Wissenschaft“ im Sinne Jean Pauls[3]); denn er bewies dem Publikum seine Achtung durch die jedesmalige höchste Anstrengung. Vom „Holm“ hatte Uechtritz das Bewußtsein, in demselben „das Beste und Äußerste“ seiner Kraft, „die Spitze und Blüte seines Lebens zu geben“[4]). Im Anfang seiner Romantätigkeit betrieb er die literarischen Arbeiten „doucement“[5]), nicht angreifend, sondern sie bildeten eine „angenehme, anregende Beschäftigung“, deren er um so mehr bedurfte, als seine „amtliche Tätigkeit seine Zeit nicht ausfüllen würde“. Er erfreute sich schaffend und genießend an der Poesie, die, nach dem Urteil seiner Frau[6]), wenig Menschen so ihre geheimsten Pforten geöffnet, die herrlichsten Genüsse bereitet, als gerade ihm“. Mit dem Fortgang der Arbeit stieg seine „Wärme“ und Begeisterung; der Trieb zu diesen Arbeiten wird so stark, daß er daran denkt, sich vom Staatsdienst zurückzuziehen, und es auch tut, wenn auch allerdings nach peinlichster Prüfung, ob auch dieser Schritt keine Sünde sei, der ihm für späterhin „das Gefühl geben würde, aus der göttlichen Gnade gefallen zu sein“ und ihn „der Verzweiflung in die Arme werfen würde“[7]). Er ringt sich durch die „immer aufs Neue in ihm zufolge seines

[1]) Brief seiner Frau an seine Schwester Asta vom 1. Februar 1842.

[2]) 1. Albrecht Holm, eine Geschichte aus der Reformationszeit. 7 Bde. Berlin 1852. 2. Der Bruder der Braut oder Sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne. Ein Roman. 3 Bde. Stuttgart 1860. 3. Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhunderte nach Christo. 3 Bde. Jena 1867. 4. Der Heide und seine Kinder. Ein Kulturbild aus dem 4. und 5. Jahrh. nach Christo. Unvollendet.

[3]) Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, Werke, IV. 57. (Meyers Klassiker-Ausgabe.)

[4]) Ue. an Schnaase 29. Juni 1853.

[5]) An seinen Bruder Rudolph 18. Januar 1845.

[6]) Die Gattin, Marie, an seine Schwester Asta 19. Februar 1849.

[7]) An Rudolph 8. April 1858.

mikroskopischen Grübelns auftauchenden Skrupel zu voller und letzter Beschwichtigung“ hindurch, und steht beglückt vor der Aussicht, in Zukunft denjenigen Studien und derjenigen Tätigkeit, in der er seinen eigentlichen, ihm von Gott und Natur angewiesenen Beruf erkennen müsse, vollaus leben zu können[1]). Was dem Dichter anfangs nur angenehme Nebenbeschäftigung war, ist ihm nun zum Lebensberuf geworden. Die Berichte in seinen Briefen über seine Arbeit an den Romanen geben ein deutliches Zeugnis davon, wie ernst er es mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit meint. Er stellte die höchsten Anforderungen an sich; er wollte „etwas möglichst vollkommenes, nicht bloß in Erfindung und Gedankenreichtum, sondern auch in der Form hinstellen“[2]).

Aber — wenn er auch schaffte, weil er schaffen mußte —, sein sehnlichster Wunsch war doch, auch Erfolg zu sehen. „Der äußere Erfolg eines schriftstellerischen, sei es nun wissenschaftlichen oder künstlerischen Bestrebens ist wahrlich nicht gering zu veranschlagen und die Wertlegung darauf durchaus nicht bloß Sache der Eitelkeit und des Ehrgeizes, da die für den Mann so wichtige Frage des gelungenen oder, wenn nicht verfehlten, doch keine genügende Frucht bringenden Wirkens dabei in ‚Betracht kommt“[3]). „Einer Wirkung bedarf's für den Mann zur Befriedigung bei seinem Schaffen und ‚Tun.“ ‚Doch die Wirkung, die er sich ersehnte, blieb aus, die Wirkung auf einen weiteren Kreis. „Albrecht Holm“ und „Der Bruder der Braut“ erschienen und fanden keine Beachtung. Der Dichter alterte und wartete, hoffte, mit dem „Eleazar“, mit „einem Spätlinge aus letzter Vollkraft seines produktiven Vermögens auf einen weiteren Kreis wirksam zu werden.“ (Ebenda.) Seine Hoffnung war vergeblich; sie sank immer mehr, die Resignation stieg. „Eleazar“ sollte das letzte umfangreiche dichterische Werk sein, mit dem er „auf den Markt des Lebens“ hinaustrat. Er schrieb an Schnaase (15. März 1867): „Die Ausführung meines »Heiden« habe ich als zu weitaussehend und weitschweifig aufgegeben; obwohl der erste Band schon seinem Schlusse nahegebracht ist und es mich mit einem recht schmerzlichen Gefühl erfüllt, wenn

[1]) An Rudolph 8. April 1858.
[2]) Marie an Asta 15. Juni 1852.
[3]) Ue. an Schnaase 1. Juli 1864.

mir die dick aufgehäuften Entwürfe und Vorarbeiten zu diesem Werke (das Produkt ernster Arbeiten mehrerer Jahre) vor's Auge kommen." — „Wenn nicht anderes", heißt es an anderer Stelle[1]), „soll man wenigstens die Ausdauer anerkennen, mit welcher der »Alte« nicht müde wird, unter Anstrengung seiner besten Kraft dem, was er als die Aufgabe seines Lebens erkannt hat, so ungünstig sich ihr Zeit und Gestirne stellen, zu dienen."

Nicht etwa, daß sich eine Liga der Opposition gegen seine Werke erhob; so gut wie gar keine Beachtung fand er. Die Kritik verhielt sich still, bis auf wenige vereinzelte Stimmen. Diese rühmten warm die Vorzüge seiner Romane, erklärten sie für bedeutende, achtunggebietende Erscheinungen. Allgemein wird anerkannt das Wissen, die Gelehrsamkeit des Dichters, die historische Wahrheit der Darstellungen, die innere Entwicklung der Charaktere. Die behandelten Probleme wurden als zeitgemäß empfunden. Auch diese wenigen Stimmen[2]) bewegen sich sehr auf der Oberfläche; eine eingehende Würdigung seiner Werke fand Uechtritz nur bei seinen Freunden und den wenigen Verehrern seiner Romane, die sich in persönlichen Zuschriften an ihn darüber aussprachen. Damit, „den Besten seiner Zeit genug getan zu haben", mußte sich der Dichter begnügen; darin fand er Trost. „So gleichgiltig sich auch die Masse der Lesewelt gegen meinen »Holm« und »Bruder der Braut« ver-

---

[1]) Auf einem Einschlagebogen der Handschrift vom „Heiden" fanden sich die oben angeführten Worte, deren Zweck oder Zugehörigkeit nicht ersichtlich ist. Ue. scheint sie in eine Vorrede haben einfügen wollen. An derselben Stelle fand sich auch die Bemerkung, daß man ihn halbhöhnisch den hochbetagten Verfasser genannt habe, „als ob ein Alter von 56—59 Jahren, in welchem ich den »Bruder« schrieb, wohl noch nicht dazu angetan ist, als . . ." [Die Bemerkung ist hier abgebrochen.]

[2]) Besprechungen von Ue.'s Romanen finden sich in folgenden Zeitungen etc.: „Neue Evangelische Kirchenzeitung". 4. Mai 1867. — Meßnersche Allgemeine Evangelische Kirchenzeitung. 1876. — Allgemeine Zeitung. Beilage zu Nr. 139. 19. Mai 1853. — Neueste Berliner Morgenzeitung, Nr. 291. 11. Dez. 1851. — Revue des deux Mondes. XXIII. Année. Seconde Série de la nouvelle période. Tome premier. Février 1853. 3 livraison. „Mouvement literaire de l'Allemagne." — Elberfelder Zeitung. Beilage zu Nr. 66. 8. März 1855. — Allgemeine Preußische (Stern) Zeitung. 19. Sept 1861. — Schlesische Zeitung. 152. Jahrg. Nr. 184. 14. März 1893. — und: Blätter für literarische Unterhaltung s. u.

halten[1]), von Einzelnen sind mir so reiche Zeugnisse wie — ich scheue mich nicht es auszusprechen, denn ich könnte es urkundlich mit Unterschrift der besten Namen bewahrheiten — nur je einem Schriftsteller zugekommen“[2]). Daß Uechtritz Berechtigung zu diesem Ausspruch hatte, geht aus den Briefen an ihn hervor. Hier findet man bestätigt, daß die „Besten“ Anteil an seinem Schaffen nehmen, auch in dieser Periode seines Dichtens, wie er nachdrücklich die Arbeit an den Romanen bezeichnet. Das bekräftigen Namen wie: Schnaase, Loebell, Grüneisen, Pfizer, Köpke, Prölß, Marianne Immermann und — last not least — Hebbel. Die teilnehmenden Zuschriften solcher Freunde bedeuteten umsomehr für Uechtritz, als er in Düsseldorf immer mehr vereinsamte. Der Freundeskreis, der ihm in früheren Jahren den Aufenhalt in Düsseldorf so anregend gestaltet hatte, war gesprengt; einer der Freunde nach dem andern hatte die Kunststadt am Rhein verlassen. Oft empfand er seine traurige Isolierung in literarischer Hinsicht recht schwer; sie war insofern auch von Bedeutung für seine Geistesentwicklung, als er, ohne lebendige Anregung auf dem Gebiete der Literatur, seiner Veranlagung folgend, sich immer tiefer in religiöse, theologische Gedankengänge verlor.

Von großem Werte waren ihm daher die Besuche seines Freundes, des Bonner Professors Joh. Wilh. Loebell. Dieser nahm den tätigsten Anteil an dem schriftstellerischen Schaffen Uechtritz's, da er öfters von Bonn nach Düsseldorf kam. Bei solchen Gelegenheiten las ihm der Dichter Entworfenes und Ausgeführtes vor und hörte seine Meinung. Auf seinen Rat hin entschied er sich auch dazu, die weitere Ausarbeitung des „Heiden“ vorläufig aufzugeben und sich dem „Bruder“ zuzuwenden, dem „leichteren und kürzeren, dem Publikum zugänglicheren Werke“[3]); der Plan zu beiden Romanen war gleichzeitig entstanden. Von Loebell rührt die einzige eingehende Besprechung des „Holm“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Jahrg. 1854, 12. Jan.) her. Diesem Freunde beweist Uechtritz öffentlich seine Dankbarkeit durch die Widmung des „Eleazar“, nachdem allerdings der Treue schon die Augen geschlossen hatte.

[1]) Gegen den später erschienenen „Eleazar“ ebenfalls.
[2]) Einschlagebogen der Handschrift des „Heiden“.
[3]) Ue. an Schnaase 15. Dez. 1855.

Ein anderes Werk, die „Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben“, hatte er schon früher einem andern Freunde zugeeignet, Schnaase, der ihm neben Loebell am nächsten stand. Schnaase gehörte noch zu den alten Freunden aus dem Düsseldorfer Kreise der dreißiger und vierziger Jahre. Er hatte an dem Entstehen und Wachsen des „Holm“ noch persönlichen Anteil nehmen können, bis er im wilden Jahre 1848 plötzlich nach Berlin berufen wurde. Dadurch wurde in das Leben des Dichters eine sehr empfindliche Lücke gerissen, wenn auch die beiden Freunde ihre beiderseitige Liebe zu schwerernsten, hauptsächlich theologischen Gesprächen brieflich weiter zu befriedigen suchten. Bis zum Tode von Uechtritz wurde dieser Briefwechsel geführt; der Dichter legte darin Zeugnis ab von allen Fragen, die ihn bedrückten und beschäftigten; beide gaben sich Nachricht von ihren Studien und disputierten über manche interessante Frage[1]). Außerdem können wir daraus ersehen, wie Uechtritz durch den Mißerfolg, durch das Fehlschlagen seiner sehnsüchtigen Wünsche für seine poetischen Erzeugnisse mit stiller Verbitterung zur Resignation gelangte. Schnaase war derjenige, der, vielleicht Loebell ausgenommen, am verständnisvollsten auf die Dichtungen von Uechtritz einging[2]), und dem Dichter immer wieder Trost zusprach. „Unser Leben hat ungemein viel ähniches; wir sind in pari reatu, mancher möchte sagen, in gleicher Torheit befangen, daß wir noch in späten Jahren uns mühen, der Welt historische Wahrheiten in eingänglicher Form zuzubereiten, für die sie uns, wenigstens im Vergleich zu der darauf verwandten Zeit und Arbeit, schwerlich den entsprechenden Dank geben wird. Aber diese Arbeit und Mühe ist uns zugleich Lebensaufgabe und Lebensgenuß[3]). Nicht allein auf diese Weise hatte Uechtritz der Freundschaft Schnaases viel zu danken; auch aus den Werken des bedeutenden Kunsthistorikers schöpfte er Belehrung. Bei seinen Studien zu seinem unvollendet gebliebenen „Heiden“ konnte er aus manchen Kapiteln des Hauptwerkes

---

[1]) Der von Sybel veröffentlichte Briefwechsel, die „Erinnerungen“, ist sehr gekürzt; ich habe daneben die Briefe im Original benutzt.

[2]) Z. B. Ue. an Schnaase (20. Dez. 1860): „In dem, was Du mit so prägnanter kurzer Zusammenfassung der wesentlichsten Momente als die Haupt- und Grundidee des Buches („Bruder“) bezeichnest, habe ich meine eigensten Gedanken wiedererkannt und wiederempfunden.“

[3]) Sybel S. 272.

seines Freundes „manche Ausbeute an Notizen, Bemerkungen und Betrachtungen“ finden, z. B. über den Einfluß der Griechen auf die Bildung der germanischen Welt, über altchristliche und byzantinische Kunst.

Gleich Schnaase bewahrte dem Dichter Freundschaft über das Grab hinaus eine Frau, die einst auch dem glücklichen Düsseldorfer Kreis angehört hatte. Bei Marianne Immermann, der geistvollen jungen Witwe des Dichters, die später an den Polizeidirektor Wolf in Hamburg verheiratet war, fand Uechtritz das, was ihm für einen Dichter schwer zu entbehren schien, „Empfänglichkeit, Ermunterung durch Beifall und sinniges Eingehen geistvoller Frauen“ [1]). Wenn auch der persönliche Umgang mit ihr von kurzer Dauer war, auf vielen gemeinsamen Spaziergängen hatte in tiefen, ernsten Gesprächen Uechtritz dieser bedeutenden Frau seine innersten Gedanken dargelegt, so daß sie instand gesetzt war, seine Romane vollauf zu würdigen und sich daran zu erbauen.

Ihre verständnisvollen Briefe, in denen sie sich darüber aussprach, mochten dem Dichter umsomehr wohltun, als ihm bald nach Immermanns Tode noch ein sehr herber Schlag traf, der Tod Dorothea Tiecks, mit der er in langjähriger inniger Geistesfreundschaft gestanden hatte. Ihre liebevolle, aufrichtige Kritik [2]) begleitete ihn nun nicht mehr auf seinem Wege als Romandichter; sie erlebte nur den Anfang, die beginnenden Arbeiten am „Holm“, auf den sie sehr „begierig“ war, da sie sich garnicht vorstellen konnte, wie Uechtritz „sich erzählend und in Prosa ausnehmen“ würde [3]).

Die gemeinsame Verehrung für Dorotheas Vater, Ludwig Tieck, brachte Uechtritz und Köpke, den Tieck-Biographen, einander näher. Gerade Köpkes höchst anerkennende Worte über seine Romane haben dem Dichter „überaus wohlgetan.“ (Ebenda 357.) Solche Bücher, wie Uechtritz sie schrieb, sind nach Köpkes Urteil „Kaviar für's Volk“; er findet den „tiefen Ernst der Poesie und Wissenschaft darin“; sie sind nichts für das Lesepublikum der Leihbibliotheken, „denn es will keine Bücher, die mit Sammlung und einer gewissen Anstrengung gelesen werden müssen“ [4]).

---

[1]) Ue. an Rudolph 27. Juni 1841. [2]) Steitz S. 23.
[3]) Sybel S. 198 f. [4]) Sybel S. 361.

Neben diesen Getreuen hat nicht zum wenigsten Grüneisen Beweise seiner Freundschaft für den Dichter und seine Romane erbracht. Nicht allein, daß er durch Beifall und Aufmunterung dem Freunde zur Seite stand, dann auch wieder ungescheut sich über diese oder jene Schwächen, hauptsächlich im „Bruder“ aussprach, er erwies sich unmittelbar tätig für Uechtritz. Er machte seine Freunde Pfizer und Mörike mit „Holm“ bekannt und konnte zu seiner Freude an Uechtritz berichten, daß diese dem Buche ihren Beifall angelegentlich ausgesprochen hätten. Als es sich darum handelte, für den „Bruder“ einen Verleger zu finden, übernahm es Grüneisen, diesbezügliche Verhandlungen mit Cotta in die Wege zu leiten. Cotta machte anfangs Schwierigkeiten, das Werk zu verlegen, da er zwar „vortreffliche Elemente“ darin fand, das Ganze aber „als Roman nicht für ein glückliches Unternehmen“ hielt[1]). Grüneisen erklärte Herrn von Cotta[2]), wenn er Pfizers und sein Urteil über den ganz eigentümlichen Wert von Uechtritz' Dichtungen, die für den Roman eine neue Spezies geschaffen hätten, unbeachtet lasse und sich scheue, hier mit dem gedruckten Buche („Holm“), dort mit der Handschrift eines neuen Bekanntschaft zu machen, so würde er Herrn von Uechtritz raten, keine Anfrage an ihn zu richten. Cotta hatte sich inzwischen an Wolfgang Menzel wegen eines Exemplars von „Holm“ gewandt, und dieser hatte zu ihm geäußert, er werde doch den langatmigen, übrigens guten Roman nicht lesen wollen. Cotta wollte schließlich den Roman verlegen, wenn er nicht mehr als drei Bände habe. Vom buchhändlerischen Standpunkte war „Holm“ zu umfangreich[3]), daher

[1]) Grüneisen an Ue. 10. Nov. 1861. [2]) Ebenda 27. Febr. 1859.

[3]) Einen bezeichnenden Vermerk über die Aufnahme des „Holm“ sei mir erlaubt beizufügen: Dunker, der Verleger des „Holm“, hatte eine große Anzahl von Exemplaren einem Leipziger Antiquar „en bloc“ verkauft. Ue. fühlte sich dadurch tief verletzt, er sah seine „ganze schriftstellerische Zukunft mörderisch bedroht.“ Es kam zu einem Zerwürfnis zwischen Verfasser und Verleger, dem man vom Standpunkte des Geschäftsmannes aus diesen Schritt nicht allzusehr verübeln kann. Die Teilnahme der Leser am „Holm“ war zu gering, als daß der Verleger hoffen konnte, den Vorrat auf andere Weise unter das Publikum zu bringen. Dunker schrieb selbst an Ue. (14. April 1859): „Ich muß offen gestehen, daß mich durch das Mißlingen mit »Albrecht Holm« eine so große Enttäuschung in Verlagssachen getroffen hat, daß ich jeden Glauben daran verloren habe, daß unser Publikum ein gutes Buch, das auf einer ernsten Grundlage ruht, imstande ist, mit nur einigermaßen weiter-

machte Cotta diese Bedingung bei der Übernahme des Romans. Die Verhandlungen führten dann zu einem für Uechtritz befriedigenden Ende[1]).

Im Jahre 1854 besuchte Uechtritz seinen „liebenswürdigen" Freund Grüneisen in Stuttgart, verlebte mit dessen Familie und der des Buchhändlers Besser einige sehr angenehme Tage, wie er an Schnaase berichtet (1. November 1854), lernte Wolfgang Menzel, Gustav Pfizer u. a. kennen. Hier gelang es ihm auch, mehrere Dichtwerke seines „neuen Marienbader Freundes Friedrich Hebbel" in die Hand zu bekommen[2]).

Als eine „wohltätige Fügung" empfand Uechtritz die „lebensvolle" Verbindung, in die er „aus seiner Vereinsamung heraus mit Hebbel, der bei weitem bedeutendsten Kraft der jüngeren Literatur" getreten war. „Bei der Übereinstimmung in den Grundlagen" ihres „Denkens und Empfindens" fühlte sich Uechtritz „im Innersten erwärmt", „ein gewichtiges Lebensmoment" war ihm durch dieses Zusammentreffen in Marienbad in seiner geistigen Einsamkeit zurückgegeben worden. Wie Uechtritz[3]), stand auch Hebbel in Opposition gegen die jungdeutsche Geistesrichtung. „Hebbel steht mit seinen allerdings exzentrischen Werken und noch mehr der Wurzel und Grundrichtung seines Wesens nach in entschiedenem Gegensatze zu der jungdeutschen Literaturperiode. Wenn auch noch nicht ausgebildet christlich, trägt er doch alle Elemente in sich, die dahin führen müssen, und ich habe aus seinem beredten Munde und mit tiefer Anschauungskraft blinkenden Geiste Worte vernommen, deren christlich religiöse Tiefe mich nur umsomehr

---

gehender Teilnahme aufzunehmen. Nun ist aber meine Meinung immer noch die, daß »Holm« das Beste ist, was auf diesem Gebiete in den letzten 25 Jahren geliefert ist, ja daß — wenn vielleicht einiges hätte mehr zusammengedrängt werden können, die Meisterschaft des (? . . . war nicht zu lesen) noch mehr hervorgetreten wäre, einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte er sich aber unter allen Umständen vindiziert hat." An einer neuen wohlfeileren Ausgabe des Romans wollte Dunker sich aber nicht beteiligen.

[1]) (s. o.) Beachtenswert ist Grüneisens Urteil über Cotta (Gr. an Ue. 27. Februar 1859): „Cotta ist wie er ist, Edelmann und Kaufmann, von allgemeiner Bildung, aber nicht von spezifisch poetischem Urteil, nobler Entschlüsse fähig und wieder ängstlich, beinahe zaghaft."

[2]) Was also anscheinend damals nicht leicht war.

[3]) Siehe Steitz S. 24 f.

traf, weil er noch nicht auf entschieden gläubigem Boden steht“ [1]). So bedeutend auch der Eindruck war, den Hebbel auf Uechtritz machte, so ist doch von einer Einwirkung Hebbels auf den Dichter Uechtritz nicht zu sprechen, wenn auch dieser dem Größeren seine Bewunderung entgegenbrachte. Er bewunderte an den Hebbelschen Werken die „markige, mit so klarem Gepräge genialer Ursprünglichkeit ausgestattete poetische Urkraft“ und ist der Meinung, „daß diesem Dichter (so wenig als einem Heinrich von Kleist oder Achim von Arnim) eine ehrenvolle Stelle in unsrer Literatur zu verweigern sein wird.“ Ein urteilsloser Bewunderer war Uechtritz nicht; auch an den Werken seines neuen Freundes übte er Kritik und fand eine Beeinträchtigung derselben durch eine „wohl durch französische Muster angeregte Hinneigung zum Seltsamen, Absonderlichen, vom Wege der einfachen gesunden Natur Abliegenden, sich in pathologisch-psychologische Vertracktheiten Verirrenden“. Nur verliert das Urteil Uechtritz's an Bedeutung, wenn man sieht, daß er meistens nicht aus ästhetischen Rücksichten, sondern aus solchen seines engbegrenzten, feststehenden rechtgläubigen Christentums seine Einwendungen erhebt. Er war kein freier Geist, der nur ans Größte und Tiefste sich hält, wie Hebbel; deshalb konnte er auch kein Großer werden. Wie er für sich das Recht in Anspruch nimmt, Goethe, Schiller, Herder, Fichte u. a. m.[2]) trotz warmer Verehrung und Bewunderung unter die Lupe einer scharfen Kritik von strenggläubigem Standpunkte auszulegen, so sind ebenso die Einwendungen gegen die Dichtungen Hebbels aus religiösen Bedenken hergeleitet. Die beiden Freunde sprachen in Marienbad viel über die Differenz zwischen ihren beiderseitigen religiösen Anschauungen, über ihre verschiedene Stellung zum Christentum. Uechtritz stand — kurz gesagt — vollkommen auf dogmatischem Standpunkt, während Hebbel nichts mit der dogmatischen Seite des Christentums zu tun haben wollte[3]), sondern nur dessen hohen ethischen Wert anerkannte. Diesen Gegensatz auszugleichen versuchten sie in ihrem Briefwechsel; und obwohl „die Differenz von beiden Seiten mit großer Energie ausgesprochen“ wurde, war zur großen Freude Hebbels ein Ausgleich möglich[4]).

[1]) An Rudolph. Marienbad 30. Juli 1854.
[2]) In den „Blicken“ und im „Bruder“.
[3]) Hebbel an Ue. 12. März 1857. [4]) Bamberg II, 108.

Uechtritz konnte sich „mit einem Glaubensbekenntnis“, wie Hebbel es in seinen Terzinen niedergelegt hat, verständigen, und Hebbel kann den Standpunkt von Uechtritz würdigen. — Für das Studium Hebbels ist der Briefwechsel mit unserm Dichter insofern sehr bedeutsam, als, nach Hebbels eignem Urteil[1]), seine Briefe an Uechtritz die „wichtigsten konfessionellen Denkmale seines Geistes“ sind. Anregend ist es, den tiefen Gedankengängen in den Briefen beider nachzugehen, aber für unsere Aufgabe genügt die Feststellung, daß die Bekanntschaft mit Hebbel und der Gedankenaustausch mit ihm für Uechtritz eine geistige, anregende Erholung bedeutete. Hebbel war einer der wenigen Zeitgenossen, die Verständnis für die Bedeutung der Romane von Uechtritz hatten. Nicht allein, daß er ihn für den gebildetsten Menschen und Dichter hielt, dem er je auf dieser Erde begegnet ist[2]), er schätzte auch „Holm“ als ein Werk, „das, wenn es auch nicht eine rein künstlerische Produktion ist, doch die größte Verbreitung verdient und sich zu Gutzkows gleichfalls sehr merkwürdigen »Rittern vom Geist« ungefähr so verhält, wie der Stundenzeiger zum Minutenweiser“; nach Hebbels „innerster Überzeugung gehört »Holm« in vielen seiner Partien zu dem Vorzüglichsten, was unsre Literatur im Gebiete des psychologischen Romans besitzt[3]).“ Die Erklärung für die Zurückhaltung der Leser sah Hebbel nicht in dem Werke selbst. Seiner Ansicht nach ist dem theologischen und religiösen Stoff, der dem Dichter die Hauptsache war, nicht übermäßig viel Platz eingeräumt, mit Ausnahme von Anfang und Ende, sondern er „macht sich überall nur als Element neben andern Elementen geltend und kann keinen ästhetischen Gebildeten stören[4]).“ Dieses tiefreligiöse Werk ist nach Hebbel „die beste Abfertigung der Julian Schmidt et consortes[5]),“ des „Nikolai redivivus“[6]), wie er Schmidt nennt, der durch „seine Gehülfen“ eine „in der Nüchternheit einer prosaischen Weltauffassung verkommenden, in ihrem innersten Grunde ebenso geist- als phantasielosen Nützlichkeitsliteratur (»Soll und Haben«) auftischen läßt.“ Hebbel wirkte in seinen Kreisen für „Albrecht Holm“, ebenso wie später für den „Bruder“. Er war der Meinung, daß kein andrer so

[1]) Sybel S. 410 f. [2]) Sybel S. 411. [3]) Sybel S. 302.
[4]) Hebbel an Pichler 22. Dez. 1854. [5]) Hebbel an Ue. 25. Juli 1865.
[6]) Ebenda 10. Nov. 1855.

berufen sei, „derartige Fragen zu stellen und zu lösen", wie Uechtritz sich zur Lösung vorgenommen hatte, sowohl im „Bruder" als im „Heiden", auf den er ebenfalls sehr gespannt war. Dem erschienenen „Bruder" ließ er seine vollste Würdigung und Anerkennung widerfahren. Daß auch dieser Roman ebensowenig Beachtung fand, wie der erste, erklärte sich Hebbel dadurch, daß der Vorzug des Werkes, „dem tiefsinnigen, zur Einkehr in sich selbst geneigten Leser mehr zu bieten, als er sucht, nach einem allgemeinen, unerbittlichen Gesetz damit bezahlt werden mußte, daß der flache Liebhaber einer in sich selbst verpuffenden, aber anfangs prickelnden Unterhaltung das vermißt, was ihm allein konveniert. Es ist das alte Verhältnis der Eins zu der Legion, wobei der Wert des Werkes und die Würde der Kunstform unerschüttert bestehen und auf das der religiöse Standpunkt nicht im geringsten einwirkt"[1]). Einerseits war so Uechtritz durch die wohltuende Anerkennung seines Schaffens von einem Geiste wie Hebbel in diesem schönen Freundschaftsbunde zweier bedeutenden Männer der Empfangende, andrerseits war er aber auch der Gebende. „Unter die wenigen Verhältnisse Hebbels, welche bedeutungsvoll genannt werden müssen, zählt das Verhältnis zu Ihnen", versicherte Kuh unserm Dichter[2]). Aus Hebbels Briefen geht hervor, daß er Uechtritz tatsächlich sehr hoch einschätzte; dessen Briefe waren ihm „herrliche Geschenke"[3]). Das Vertrauen zu Uechtritz geht daraus hervor, daß z. B., während Hebbel an seinem Epos „Mutter und Kind" arbeitete, nur seine Frau und Uechtritz davon wußten. Als eine Neuausgabe der Hebbelschen Gedichte vom Dichter selbst veranstaltet werden sollte, nahm dieser mannigfachen Anlaß, der Einwendungen Uechtritz' zu gedenken; er gab viel auf dessen Bemerkungen, deren jede er „in einem feinen Herzen be-

---

[1]) Hebbel an Ue. 29. Jan. 1862.

[2]) Sybel S. 410. — Wenn auch Kuh mit seinem Briefe an Ue. einen bestimmten Zweck verfolgte und aus diesem Grunde ihm schmeicheln wollte, sind die Hervorhebungen von Uechtritz' Bedeutung für Hebbel nicht als bloße Höflichkeitsphrasen aufzufassen.

[3]) Kuh schreibt (s. Anm. 2): „Mit Zagen, weil es wie Berechnung aussehen könnte, bekenne ich, daß Ihre Briefe an Hebbel das Wertvollste sind, was sich an solchen Zeugnissen Mitlebender unter den Papieren des Hingeschiedenen befindet. Mich erinnerten diese Blätter, in Hinsicht der adligen Form, der ruhigen Schönheit, die in ihnen waltet, an Goethesche Blätter."

wahrte“ [1]). Auch sonst, z. B. bezüglich des „Gyges“, hatte das Urteil von Uechtritz Bedeutung für Hebbel; jener „meinte, daß dieses Werk in seiner Keuschheit und Reinheit mir den Namen eines zweiten Frauenlob verdienen müsse“ [2]). Dieses Urteil war Hebbel eine „Satisfaktion“ gegenüber andern schmähenden Urteilen, zumal ja Uechtritz durch seine Aufsätze über Schiller (Cotta, Deutsche Vierteljahrsschrift 1841 f.) nicht eben als furchtsamer und nachsichtiger Kritiker bekannt sei.

Schließlich sei noch daran erinnert, daß Hebbel die Fabel zu seiner Ballade „Der Tod kennt den Weg“ in Marienbad von Uechtritz sich hat erzählen lassen [3]); die Ballade wurde allerdings erst am 7. Dezember 1857 geschrieben.

Haben wir gesehen, daß Uechtritz in dem Beifall und der Anerkennung solcher Freunde einigen Trost fand für das Fehlschlagen seiner schriftstellerischen Hoffnungen, so muß sich doch unbedingt auch daraus ergeben, daß die Romane, denen eine Reihe von Männern von Bedeutung einen hohen Wert zuerkennen, tatsächlich wohl einigen Wert haben müssen und durchaus ernst zu nehmen sind. Ein Hebbel sagt, an den Werken liegt es nicht, daß sie keinen Erfolg haben. Woran lag es dann?

Ein Zeitgenosse, O. L. B. Wolf [4]) in Jena, sagte, daß der, welcher „jetzt“ — 1841, also am Anfang der Romantätigkeit Uechtritz' — „einen wirklich guten historischen Roman bringen will“ — das wollte Uechtritz, wenn auch eine besondere Abart, den religionsgeschichtlichen, — „muß, abgerechnet von den entschiedensten angeborenen Fähigkeiten für ein solches Werk“, — die unserm Dichter nicht abzuerkennen sind, — „die Gegenwart mit allen in ihr kämpfenden Gegensätzen ebensogut begriffen haben, als er sich die Vergangenheit genau angeeignet hat, und das erstere ist für einen armen Deutschen fast eine Unmöglichkeit, bei der niedrigen Stufe, auf welcher im allgemeinen unsre politische Bildung steht“; und das ist das eine Moment, das auch Uechtritz um seinen Erfolg brachte. Ihn traf das literargeschichtliche Weltgericht, das „jeden Dichter trifft, der

[1]) Hebbel an Ue. 12. März 1857.
[2]) Hebbel an Georg Cotta 10 Nov. 1857.
[3]) H. Tagebücher V. 27. Juli 1854.
[4]) Allgem. Geschichte des Romans. Jena 1841.

nicht auf der Höhe seiner Zeit steht, im Brennpunkte ihres Lebens und Strebens, und mit geistiger Mächtigkeit ihre Gedanken in ewige Gestalten bannt . . ." [1]) Uechtritz teilte, wie sein verehrter Meister Tieck, nicht die Interessen der Zeit; sondern er war einer von den vielen jener Zeit, die ihren Rückhalt in der Welt ästhetischer, geistiger Genüsse suchten, weitab von dem Getriebe des Tages [2]), einer von denen, die sich nicht berufen fühlten, an den Ereignissen des Tages tätig teilzunehmen [3]). Von den „die Zeit erfüllenden Grundgedanken" stimmte in den Akkord seiner Seele, in dem tiefe, ernste Religiosität der Grundton war, nur einer, Klarheit sich zu schaffen über das Verhältnis des modernen Menschen zur Religion, zum Christentum; und gerade dieser Gedanke spielte im Ringen seiner Zeit eine untergeordnete Rolle. „Die Menschen sind und leben in der Politik, und diese läßt sie nicht zur Sammlung und zum Aufnehmen eines ästhetischen Kunstwerkes kommen. Erheben sie sich über das Treiben des Tages, so ist Philosophie das geistige Element, mit dem man sich beschäftigt; das religiöse oder wenigstens christliche Element ist von der Masse auf die Seite geschoben" [4]). Es gab eben nur wenige Menschen in seiner Zeit, denen Religion „Sache der Menschheit" [5]) war, denen also der Dichter mit seinen Romanen in ihrem geistigen Bedürfnis entgegenkam. Gerade in der Zeit, als Uechtritz mit seinen Romanen erschien, in der Zeit zwischen den fünziger und siebziger Jahren, vollzog sich eine Abkehr vom Christentum, von der Beschäftigung mit religiösen Dingen [6]). Die „gewöhnlichen Bildungs- und Fortschrittsphilister" betrachteten die Re-

---

[1]) Gottschall, Dtsch. Nationalliteratur III, 585.

[2]) In dem Vers, den er in Hillers Stammbuch schrieb, spricht er es aus:

„Trostlos wirrt sich die Zeit; kurzsichtige frevelnde Thorheit
Sä't ein Drachengesäm' in der Zukunft nächtliches Dunkel,
Das den verblendeten Säern der Schuld aufsprießen zum Graun wird.
Glückliche, denen die Mus' im Reiche der Kunst und des Schönen
Auftut friedlichen Port; und wär's nur ein seliges Traumland,
Nur ein gaukelnder Schein, die Trübe der Stunden zu täuschen.
Ist das Leben doch selber ein Traum. So laß uns ihn träumen!"

[3]) Daß er kein Politiker war, ist schon bei Sybel VIII und Steitz 10 nachgewiesen.

[4]) Marianne Im. an Marie von Ue. 27. Jan. 1852. [5]) Sybel, S. 361.

[6]) Wendland, Die Wandlung religiöser Stimmung im Laufe des 19. Jahrh. Pr. Jahrb. 121. S. 434—46.

ligion als „ein Spielzeug für Kinder, Toren und Pfaffen und Bonzen“ [1]). Das Publikum der Leihbibliotheken wollte unterhalten sein, und Uechtritz wurde dem Unterhaltungsbedürfnis der Menge nicht gerecht. Er stellte sich damit dem Geschmacke der Zeit bewußt gegenüber; er konnte ein Dichter für wenige wahrhaft Gebildete, aber kein Dichter für die Menge sein.

Zu dieser Erkenntnis kam denn auch Uechtritz selbst, so schwer ihm der Gedanke wurde. Er sah ein, daß er „auf den Dank der Welt verzichten“ müsse, und tröstete sich mit dem „Gefühl, etwas des Dankes und der Dauer Würdiges geleistet zu haben [2]).“

Er resignierte, weil er sah, daß er den Anforderungen des Zeitgeschmackes nicht gerecht werden konnte auf dem Wege, den er nach bestem Können und Wissen gegangen war; beeinflußt von Romantik und auch dem jungen Deutschland, — denn entziehen konnte er sich nicht völlig diesen Strömungen, die seine Zeit beherrschten, — doch ohne Abhängigkeitsverhältnis war sein Weg im wesentlichen ein eigner gewesen. Sein Streben war danach gerichtet, in seinen religionsgeschichtlichen Romanen den Fragen Ausdruck zu geben, die ihm selbst am Herzen lagen, und mit deren Lösung er die Absicht, die Tendenz verband, denen Erbauung, Aufklärung und Anhalt zu geben, die solches suchten.

Die letzten acht Jahre seines Lebens widmete er vollkommen seinen theologischen Studien, die seit den vierziger Jahren seine Teilnahme mit steigender Lebhaftigkeit in Anspruch genommen hatten. Zwar wollte er sich nicht in eine „Savignysche Vorbereitungsaskese“ zurückziehen; aber der Gegenstand, der ihm zur Bearbeitung vorschwebte und ihn außerordentlich anzog, sollte doch „eine sehr direkte Hinwendung zu den Betrachtungen und Stimmungen haben, zu denen der spätere Abend des Lebens aufruft“ [3]). So entstanden die „Studien eines Laien über den Ursprung, die Bedeutung und Beschaffenheit des Evangeliums nach Johannes“. Damit war Uechtritz auf dem Gebiete der Betätigung als Schriftsteller angelangt, auf dem er seiner ganzen Veranlagung nach sicherlich außerordentliches hätte leisten können, wenn ihm der Drang nach dichterischem Schaffen in früheren Jahren Ruhe dazu gelassen hätte.

[1]) Sybel S. 361. [2]) Ue. an Schnaase 15. März 1867. [3]) Ebenda.

I. Kapitel.

Komposition und Technik.

Daß Uechtritz mit seinen Romanen dichterische Kunstwerke geben wollte, hat er in seinen Briefen oft und nachdrücklich betont. Es wird sich also bei der Betrachtung der Komposition dieser Romane darum handeln zu untersuchen, ob und in wieweit die Gesetze erfüllt sind, die als die grundlegenden für die Komposition eines Kunstwerkes, eines Romanes im besonderen, erkannt worden sind. Das „erste und unumstößlichste Gesetz dichterischer Komposition" fordert Einheit[1]). In diesem Prinzip der Einheit kommt die allgemeinste Voraussetzung eines jeden Kunstwerkes zum Ausdruck, daß es nämlich aus einer einheitlich bestimmten Intention des schaffenden Künstlers hervorgegangen sein muß und dementsprechend wirken soll. (Ebenda.) Spezialisieren wir dieses Gesetz für den epischen, für den Romandichter, so ergibt sich daraus für diesen die Forderung eines festen Standpunktes, von dem aus er die Welt betrachtet und im Dichtwerk zum Ausdruck bringt. Spielhagen[2]) meint dasselbe, wenn er von der Idee in einem epischen Werke spricht: „Die Idee ist eben immer und kann nichts anderes sein als das Bild, welches der Dichter von der Welt in seiner Seele trägt, und von welchem er in seinem Werke ein Abbild zu geben sucht." In den Romanen von Uechtritz tritt die Idee dem Leser in leicht greifbarer Gestalt vor Augen; sie ist deutlich ausgeprägt, so deutlich, daß sie zur Tendenz wird. Über die Berechtigung der Tendenz in dichterischen Werken ist viel gestritten worden; dazu Stellung zu nehmen, gehört nicht in den Rahmen dieser Untersuchung. Wir nehmen ihre Berechtigung als Voraussetzung

---

[1]) R. Lehmann, Deutsche Poetik. München 1908. S. 109.

[2]) Beiträge S. 169.

an, müssen aber sagen, daß Uechritz in der Verfolgung seiner tendenziösen Ideen zu weit gegangen ist, daß seine Romane darunter leiden; der Dichter hat sich dabei oft zu Verletzungen der Kunstgesetze verleiten lassen.

Die einheitliche Idee ist in den einzelnen Romanen vorhanden. Ja, diese sind sogar unter einander durch eine Grundidee verbunden; sie bilden einen Zyklus, wenn auch diese allgemeine verbindende Grundidee von Anfang seiner Romantätigkeit an nicht vorhanden gewesen ist, wie z. B. bei Klinger[1]). Ausgesprochen und nachzuweisen ist sie erst im Jahre 1862. „Holm" und „Der Bruder" waren bereits erschienen; der „Heide" war mit diesem zu gleicher Zeit begonnen worden, Uechtritz war gerade an der Arbeit am „Eleazar", als er davon sprach. Es läßt sich annehmen, daß während seines dichterischen Schaffens, in der Zeit des Dranges, der ihm an der Seele rührenden Probleme sich dichterisch zu entledigen, die Idee sich erweitert hat, der er dann fast vollständig[2]) Gestalt gegeben. Er selbst äußert sich in einem Briefe an Schnaase (11. Nov. 1862): „Wenn es mir vergönnt werden sollte, dieses Werk („Eleazar") und dann noch meinen „Heiden" auszuführen, so würde ich mit den vier Darstellungen, die dann vor mir vorlägen, gewissermaßen einen Zyklus beschlossen und in jeder einen der vier Hauptkonflikte, die das Christentum teils nach innen, teils nach außen zu bestehen (resp. der Hauptgegensätze, die es zu überwinden) gehabt, zum Vorwurf genommen haben . . ."

Das religiöse Problem ist der Gegenstand seiner Romane. „Es ist ja nun einmal dieses Problem," schreibt er an Hebbel[3]), „von dem ich mich unter allen wichtigen Fragen unserer Tage am tiefsten ergriffen und in das Ringen nach dessen richtigem Verständnisse und ächter Lösung ich mich — zunächst zur eigenen Befriedigung — am lebendigsten und unauflöslichsten verflochten fühle." Die Idee darzustellen, war ihm die Hauptsache. Er wollte nicht nur wie Scott ein Erzähler sein[4]), „der

[1]) Klinger sagt in der Vorrede seines ersten Romans, in der „Nachricht an das Publikum", ausdrücklich, daß der Plan zu allen Romanen zu gleicher Zeit entstanden sei, daß ein einheitlicher Grundgedanke durch alle hindurchgehe. Siehe auch in seinem großen Briefe an Goethe. (Goethe-Jahrb. III. 1882. S. 257.)

[2]) Der „Heide" blieb unvollendet. [3]) Bamberg II. 231. 1. Juli 1856.

[4]) Wenger, Karl, „Histor. Romane deutscher Romantiker." Bern 1905.

in heiterer Schaffenslust Bilder vergangener Zeiten heraufbeschwört und in behaglich breitem Strome an uns vorüberziehen läßt", er wollte nicht nur Charakterprobleme vorführen oder interessante Persönlichkeiten, sondern eine Idee, den Geist einer bestimmten Epoche. Er verbindet damit den Willen, die ausgesprochene Absicht, auf seine Zeit zu wirken. Belehren will er, wie er z. B. bezüglich des „Holm" sich Schnaase gegenüber äußert (6. Dezember 1851): es würde ihn beglücken, wenn „Holm" in dem Sinne wirkte, wie er es wünschte, „wenn er wirklich in einer Zeit, wo dem Vordringen und dem vollen Siege des Katholizismus alle Wege geebnet scheinen, dazu beitrüge, unsere protestantischen Glaubensgenossen über das eigentliche Wesen und den wahren evangelischen Grund ihrer Kirche zu verständigen und darin zu befestigen". Durch den „Bruder" wollte er zur peinlichen Selbstprüfung anregen. In einer geplanten Vorrede des „Heiden" sagt er ausdrücklich, er „habe des Rechtes und der Pflicht nicht vergessen, die Zustände der Vergangenheit . . . zum Spiegel des gegenwärtigen Lebens zu schleifen. Einen solchen Spiegel vorzuhalten, ist wohl meine eigentliche Aufgabe gewesen". Im „Eleazar", wo die Tendenz zurücktritt, behandelt er „die Anfänge der ersten Christen, deren Leben als vorbildlich verherrlicht wird"[1]), und schildert warnend, wie in den „Babyloniern", den „selbstverschuldeten Niedergang eines Volkes und einer Zeit"[2]).

Uechtritz nutzte bei der Darstellung der Idee die Vorteile des historischen Romans aus. Eins vor allem macht die Wahl der Vergangenheit als Schauplatz der Erzählung begreiflich. Loebell weist in einer Besprechung des „Holm"[3]) darauf hin. In der modernen Zeit ist die „Zerfahrenheit und Zerrissenheit des Lebens so gestiegen"; es gibt für unser Leben keinen so gleichmäßig gestimmten Grundton mehr, wie zuzeiten der Großen des Romans, Cervantes, Fielding und Goethe. „Was sie in der Bearbeitung des Romans der dramatischen Gattung gegenüber suchten, das war die vollste Freiheit in der Entfaltung der Innerlichkeit des Menschen in ihrer vielfachen Berührung mit den reichen, bunten, wechselvollen, ernsten und heiteren Erscheinungen des Lebens." Sie konnten, um den

[1]) Steitz S. 26. [2]) Eulenburg, Schles. Ztg., a. a. O.
[3]) Blätter für literar. Unterhaltung, 12. Jan. 1854, Nr. 3.

Leser mit sich auf denselben „Boden“ gewisser allgemeingültiger Grundvoraussetzungen“ zu versetzen, ihre eigene Zeit und als Schauplatz ihr Vaterland wählen, aber in der modernen Zeit ist es nicht zu verwundern, „wenn ein denkender und tieffühlender Mann, welcher die Bedeutung einer der wichtigsten Lebensfragen im Spiegel der Dichtkunst anschauen lassen will, sich damit in die Zeit flüchtet, wo Zielpunkte und Wege, wie scharf sie sich auch sondern, doch auf einem gemeinsamen Fundament der Gedankenrichtung ruhen“. Allerdings ist diese Rücksicht vorerst nur bei „Holm“ maßgebend gewesen, wo der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus dargestellt werden sollte. Der „Bruder“, in dem er den Konflikt des Christentums und des modernen Humanitätsidealismus schildern wollte, mußte der jüngsten Vergangenheit angehören; während die beiden letzten Romane wieder in längst vergangene Zeiten zurückführen mußten.

Uechtritz wählte von den verschiedenen Methoden des geschichtlichen Romans die einzige, die es ihm ermöglichte, in seiner Darstellung geschichtlich wahr zu bleiben und doch dichterisch frei zu gestalten. Er stellte Gestalten freier Erfindung in den Mittelpunkt und Vordergrund der Dichtung und historische wirkliche Personen in den Hintergrund. Um die Erlebnisse dieser erfundenen Gestalten gruppiert sich alles andere; ihre Schicksale und ihre innere Entwicklung ist der durchgehende, zusammenhaltende Faden der Darstellung. Im „Holm“ hat der Dichter die inneren Gegensätze des Christentums zur Darstellung bringen wollen; er verwirklichte diese Absicht, indem er sie, verkörpert durch verschiedene Parteien, wieder unter sich abgestuft in mehr oder weniger grellen Klangfarben, in lebendige Beziehung zu dem Helden brachte. „Den Dualismus der weit auseinander geklafften Gegensätze“ legte er in ein und dasselbe Individuum hinein und gruppiert „um dieses herum eine auf- und absteigende Linie einseitiger Naturen“ [1]). Prägnanter noch tritt uns im „Bruder“ der Held als Repräsentant der Idee entgegen. „Wir sehen einen jungen Mann gleich im Eingange in ein schuldbares Liebesverhältnis, das ihn zu einem Totschlage (wenn auch aus Notwehr) führt, verstrickt. Die Lösung aus der Verfinsterung, die dadurch auf

[1]) Hebbel an Ue. 3. Nov. 1854. Sybel 302.

sein ferneres Leben fällt, ist die Aufgabe des Gedichts. Die Idee der Buße im protestantisch-evangelischen Sinne, wie ich diesen Sinn auffasse, soll darin im Gegensatze einerseits zur katholischen Bußidee, andererseits zur gesetzlichen Entsühnung durch das weltliche Richteramt des Staates ihren Ausdruck finden . . .“ [1]).

Durch die inneren Erlebnisse des Einzelnen blickt hier klar ein großer allgemeiner Gedanke hindurch. Mit den Geschicken des Individuums ist die „innere geistige Geschichte des Vaterlandes (Preußen, nicht als part, sondern als membrum praecipuum pro toto, für die geistige Einheit Deutschlands) in jenen Entwicklungsjahren“ geschildert, die „zugleich historische und auch wieder ewige Geschichte ist, und doch auch wieder naturgemäß nur im Individuum Gestalt bekommt und empfunden wird“ [2]). Der Held ist also zugleich Individuum und Repräsentant einer Idee, Symbol. Ebenso im „Eleazar“, wo nach Schnaase [3]), „das tragische Schicksal einer edel und großartig angelegten Natur, die aber vermöge der Einseitigkeit einer vererbten nationalen Richtung untergeht“, zugleich in dem Einzelnen das Schicksal eines ganzen Volkes geschildert wird; die Gestalt des Helden ist der „getreue und wohlausgeprägte Typus eines welthistorisch-wichtigen, ja wichtigsten Volksstammes“. Wir sehen also: Der Dichter bringt eine Idee zur Darstellung, die Geschichte großer innerlicher Wandlungen im Völkerleben, indem er sie mit der inneren Entwicklung eines Individuums verbindet.

Nur dadurch war es dem Dichter möglich, trotz der ungeheuren Fülle des Stoffes, den zu überwältigen er sich, besonders im „Holm“, vornahm, die Übersichtlichkeit einigermaßen zu retten. Was führt er nicht alles im „Holm“ in lebendiger Anschaulichkeit vor.

Das Städtewesen des 16. Jahrhunderts im Kampfe mit dem Fürstentum in Deutschland, das Vordringen der Reformation in Familie, Stadt und Nation, die Bilderstürmerei mit ihrem wüsten Treiben, die mangelhaften und bedenklichen Seiten des Katholizismus, welche den Ausbruch der Reformation zur Folge hatten, daneben das Wesen und Treiben des jugendfrischen Protestantismus, die blendenden Vorzüge und Lockungen der römischen Kirche, dann wieder die orthodoxen Auswüchse des Protestantismus, und im Gegensatz zu dem Greuel der Inquisition eine Verklärung des edlen Protestantismus u. a. m.

---

[1]) Ue. an Schnaase 2. Febr. 1860.
[2]) Schnaase an Ue. 6. April 1867.
[3]) Schnaase an Ue. 7. Dez. 1860.

Diese ganze Überfülle des Stoffes ist in lebendem Zusammenhange mit dem Helden dargestellt. Daß allerdings bei dieser Fülle der Roman einen zu großen Umfang erhielt, ist erklärlich; aber die Übersicht über den Gang des Romans verliert der Leser nicht, ebensowenig wie in den viel weniger umfangreichen folgenden Romanen[1]). Diese haben den Vorteil vor dem ersten, daß der Dichter sich einer strengeren, strafferen Zusammenfassung zu befleißigen versucht hat, was in einer Beziehung ganz besonders notwendig war. Wir kommen hier zu einem Grundfehler der Romane von Uechtritz, der viel dazu beigetragen hat, ihn um den heißersehnten Beifall zu bringen. Wenn man wirklich einmal den Faden der Erzählung verliert, so liegt es daran, daß oft die abstrakten, theoretischen Elemente zu breit entwickelt sind. Trotz Hebbel, der dies in Abrede stellt, muß ich der Zeitkritik Recht geben, von der nicht eine Stimme diesen Fehler trotz aller Anerkennung anderer Vorzüge ungerügt läßt. „Holm" trifft dieser Vorwurf besonders. Hier ist die Erzählung mit fortwährenden Reflexionen und Diskussionen beladen, die ein Dritteil des Romans ausmachen[2]). Wenn auch die abstrakten Elemente mit „den Begebenheiten und Charakteren ein untrennbares Ganzes bilden, daß man so und mit diesen Wirkungen und Ergebnissen das Eine ohne das Andere nicht haben konnte"[3]), so hat doch die religiöse Entwicklung auf Kosten der Handlung eine viel zu große Berücksichtigung gefunden; der Dichter geht damit über die Grenzen der Kunstform hinaus. Die Erklärung für diese Erscheinung findet man darin, daß Uechtritz über ein ungewöhnliches Wissen, ein großes Maß an Gelehrsamkeit, Fähigkeit, den gewählten Stoff zu beherrschen[4]), verfügte und dadurch an und für sich berechtigt und instand gesetzt war, einem Zuge der Lehrhaftigkeit zu folgen, den man in seinen Briefen und Romanen oft bemerken kann[5]). Uechtritz

---

[1]) Der „Heide" wäre seiner ganzen Anlage nach nicht weniger umfangreich geworden als „Holm" und ist auch wahrscheinlich hauptsächlich aus diesem Grunde aufgegeben worden.

[2]) Eulenburg, Schles. Ztg. a. a. O., hat sich die Mühe gemacht, dieses Exempel auszurechnen.

[3]) Ue. an Schnaase 29. Juni 1863. [4]) Eulenburg, a. a. O.

[5]) Steitz, a. a. O., hat an mehreren Stellen seiner Arbeit schon darauf hingewiesen. — Ich mußte bei Ue. an eine Äußerung O. Ludwigs denken (Epische Studien. Werke Hesse V, 211): „Der Deutsche lehrt so gern; er kann

hat mit der Erörterung solcher Fragen in dieser Gestalt gewiß für viele „einen Schatz fürs Leben“ geschaffen, „denn so dargestellt findet man diese Gedanken im ganzen Bereiche der wissenschaftlichen Literatur nicht, deren strengere Fassung den Laien von der Beschäftigung mit den theologischen Fragen abhält . . .“ [1]). Aber der Roman ist nicht dazu da, um der Wissenschaft subsidiarisch auszuhelfen. Berechtigung finden die langen Erörterungen nur von dem Gesichtspunkte aus, daß der Verfasser die Zeit des großen Zerwürfnisses schildern wollte eine Zeit, wo die Individuen „von den großen dogmatischen' Fragen so erfüllt waren, daß die abstruse Theorie sich tagtäglich mit ihren allerpraktischsten Lebensbedürfnissen verkettete“ [2]). Scott verarbeitete ähnliche Gegenstände, ohne der Kunstform irgend Gewalt anzutun. Die Behauptung eines Kritikers [2]), daß die theologischen Fragen „nicht in abhandelnder Weise neben dem Roman, sondern als Motive der handelnden Personen“ ihren Platz finden, trifft keineswegs überall zu; vielmehr muß man einem andern Rezensenten [3]) Recht geben, der hervorhebt, daß sie sich oft gänzlich von der konkreten Geschichtserzählung ablösen, daß ihre Verbindung damit oft nur äußerlich ist. Im „Bruder“ und im „Eleazar“ hat Uechtritz sich zwar Mäßigung in dieser Hinsicht auferlegt; vollkommen gelungen ist es ihm doch nicht. Solche Abschnitte wie „die Lehre Schillers und das Christentum“ und „Fichte und Schleiermacher“ im „Bruder“ sind als arge Rückfälle in den Fehler zu großer theoretischer Breite zu bezeichnen. Die Anlage des „Heiden“ beweist deutlich, daß er davon nicht lassen konnte, daß ihm die nötige künstlerische Konzentration, wie sie sein Meister Tieck besaß, nicht gegeben war.

Abgesehen von diesen zuweitgehenden theoretischen Er-

---

der Versuchung nicht widerstehen, die Studien, die er um eines Romans willen gemacht, und ihr Ergebnis gleich mit zum Besten zu geben. Möchte er das immer, aber an einem andern Orte. Das Reinhalten der Gattung nicht allein, sondern auch das Reinhalten der Poesie selbst von Elementen, die nicht ihr, sondern der Publizistik, der Wissenschaft gehören, ist nichts geringes . . .“

[1]) Allgem. Zeitung. Beilage zu Nr. 139. 19. Mai 1853.

[2]) Aus einem Zeitungsabschnitt, dessen Ursprung nicht festzustellen war, den ich unter den Briefen Ue.'s fand.

[3]) Allgem. Preuß. Zeitung 19. Sept. 1861.

örterungen bewegt sich die Fabel klar und übersichtlich fort. In der ruhigen Führung der Handlung wird ein Einfluß des englischen Romans bemerkbar. Wenn auch von einer unmittelbaren Nachahmung Scotts nicht gesprochen werden kann, so beherrschte doch der Schotte viel zu sehr die Romanschriftsteller seiner Zeit, als daß nicht auch Uechtritz von ihm hätte lernen müssen. Gerade in der Kompositionsweise des „Holm“ finden sich Spuren von dem Einfluß Scotts. Was Otto Ludwig von dessen Einheitlichkeit sagt[1]), daß er das Einzelne bis zu einem gewissen Grade belebe und emanzipiere, was schon durch das Gesetz des Retardierens geboten sei, ohne welches keine epische Handlung möglich sei; daß er aber nie aus dem Gleise gehe; daß der Held und dessen Geschichte ihm der Faden sei, an dem er seine Szenen reihe, kann auch für Uechtritz gelten, wenn man von den oben gemachten Einwendungen absieht. Für den „Eleazar“ ist noch hinzuzufügen, daß er zwar von den beiden ersten Romanen sich dadurch angenehm unterscheidet, daß er in seiner „Totalwirkung einen kräftigeren konzentrierteren Eindruck macht“[2]), daß aber im zweiten Bande die allzu breite Darstellung des Kriegsgeschichtlichen den Helden und sein Schicksal eine Zeitlang völlig aus unsern Augen rückt.

Müssen solche Abschweifungen aus dem Grunde, weil sie sich oft gänzlich von der Handlung loslösen oder nur einen rein äußerlichen Zusammenhang damit haben, als Verstöße gegen die Kunstform angesehen werden, so haben wir andererseits gewisse retardierende Abschweifungen als berechtigt und erforderlich anzuerkennen. Auch Uechtritz führt den Leser auf solche Nebenäste der Handlung, und man muß ihm zugestehen, daß er sich dabei der Kunstregeln wohl bewußt gewesen ist, wie ihn ja dieses Bewußtsein in der größten Anzahl der Fälle, wo es ihm abhanden kam, nur dann verlassen hat, wenn er sich von seinem Hang zum Lehren und Reflektieren dessen berauben ließ. Gibt also der Dichter z. B. eine Episode, auf denen bei Uechtritz, besonders im „Holm“, ein wundervoller dichterischer Reiz liegt, so wird der Leser schon dadurch gewissermaßen für die Mühe des Wieder-Zurückfindens entschädigt; außerdem wird es ihm nicht schwer, den Faden wieder zu finden. Ebensowenig, wenn der Schauplatz der Handlung wechselt, wenn uns der

[1]) a. a. O. S. 244. [2]) Schnaase an Ue. 6. April 1867.

Dichter auf den Schauplatz der Nebenhandlung führt. Dies geschieht nicht verwirrend oft, und die Nebenhandlung vereinigt sich bald wieder mit der Haupthandlung. Bei derartigen Abschweifungen läßt sich fast ausnahmslos der innere Zusammenhang mit der Haupthandlung leicht feststellen, ihr Zweck, der Idee zu dienen. Sind sie einmal so emanzipiert, daß man den Zusammenhang anfangs nicht findet, so tritt doch später die Absicht des Dichters zutage, der auf eine Kontrastwirkung oder dergleichen ausging. Zur Lösung der z. B. im „Holm“ gestellten Aufgabe brauchte Uechtritz eine große Fülle von Gestalten und Begebenheiten, neben dem Hauptstamme der Erzählung viele Nebenstämme. Hatte er nun von Tiecks „Aufruhr in den Cevennen“ gelernt, von dem er sah, daß man in der Idee dem Roman das Rückgrat gab, daß „alle Begebenheiten sich auf den Helden“, den Träger der Idee, beziehen[1]), womit Tieck über Scott hinauszugehen glaubte[2]), so übertrifft Uechtritz Tieck wieder dadurch, daß er nie den inneren Zusammenhang und die innere Begründung der einzelnen Teile vergißt.

Eine Regel dafür, wie Uechtritz mit seiner Erzählung einsetzt, wie er die Exposition gibt, läßt sich nicht aufstellen, da er in den einzelnen Romanen auf verschiedene Weise verfährt. Im „Holm“ und „Eleazar“ wählt er die erzählende Darstellung. „Holm“ beginnt damit, daß Christoph Holm, der Landsknechtobrist mit seinem Sohne in die Reichsstadt kommt, um sich mit dem Rate derselben wegen einer Erbschaftsangelegenheit auseinanderzusetzen. Bald spinnt sich zwischen dem jungen Holm und der Tochter des Bürgermeisters ein Liebesverhältnis an, bei dem die Verschiedenheit des Glaubens — Holm gehört dem neuen Bekenntnis an, ist ein Ketzer, die Familie der Agnes bekennt sich noch, wie der große Teil der Ratsfamilien, zur alten Kirche — das trennende Moment bildet. Damit führt der Dichter mitten in den Kampf der beiden Bekenntnisse, der sich im 16. Jahrhundert in Deutschland entspinnt. Verfolgt man den Roman weiter, so bemerkt man mit einiger Verwunderung am Beginn der zweiten Abteilung das Einsetzen einer kunstvollen, zahlreiche Fäden anspinnenden Exposition, wie für einen vollkommen neu beginnenden Roman. Erst ziemlich spät

---

[1]) O. Ludwig, a. a. O. S. 209.

[2]) F. Karsen, Steffens Romane. Leipzig 1908. S. 49.

tritt die Absicht des Dichters zutage, das Erscheinen des Helden auf dem Hauptschauplatze Italien, wo wir diesen dann in die dortige reformatorische Bewegung hineingezogen sehen, vorzubereiten. In kunstvoller Weise ersteht vor unserm Auge in vorbereitender, aber schon ausreichender Andeutung alles, was uns für lange, bis auf die letzten Kapitel des Romans beschäftigen soll: die herrliche Gestalt der geistig bedeutenden Lucrezia, die verschiedenen Richtungen des italischen Katholizismus in seinen Abstufungen, italienisches Volksleben und Volksglaube, die Unsicherheit der politischen Verhältnisse, die drohende Gefahr maurerischen Seeräuberunwesens, Andeutungen auf den kommenden Herzenskonflikt Lucreziens u. a. m. — Daß der Dichter hier so viel Expositionskunst aufgewendet hat, findet seine Erklärung darin, daß der Roman ursprünglich eine engere Fassung hatte. Wir haben hier eine Spur der ersten Fassung, nach welcher der Roman „Lucrezia Savelli" heißen sollte. Uechtritz hatte früher nur Italien zum Schauplatz nehmen wollen; Anfang und Ende, die Geschicke des Helden in Deutschland, sind erst später angefügt worden[1]). Jedenfalls ist diese Exposition überhaupt die beste, die Uechtritz gelungen ist, ein Beweis, daß ihm dichterische Gestaltungskraft wohl zu Gebote stand.

Im „Eleazar", wo die Exposition wieder erzählend einsetzt, wird anfangs die Gährung des unter dem römischen Joche seufzenden jüdischen Volkes geschildert, das sich gerade in großen Massen zum Opferfeste in Jerusalem versammelt hat. Noch wagt sich der Gedanke an Aufruhr nicht offen ans Tageslicht. Nur vereinzelte Stimmen, wie die des Manahem, des angeblichen Hirten aus der Wüste, versuchen die Erbitterung des Volkes zur Flamme anzufachen. Es begegnen sich bei dieser Gelegenheit Eleazar, der Enkel des Gaulonäers, und sein Oheim Manahem, der auf jenen hier schon den unheimlichen verderben-

[1]) Nicht zum Vorteil des Romans. Denn diese beiden Teile fallen gegen den mittleren in mancher Beziehung ab, so daß dem Dichter der Vorwurf entstehen konnte, er habe Italien mit zu viel Glanz ausgestattet und bei der Schilderung deutscher Verhältnisse im Vergleich dazu zu viel Grau angewandt. Eine Rechtfertigung gegenüber dem Vorwurf, der Dichter sei damit seiner Intention untreu geworden, läßt sich von dem Gesichtspunkte aus finden, daß man dem Dichter glaubt, er habe beweisen wollen, daß schlichte Einfachheit schließlich doch den Sieg über gleißende Pracht davontragen wird.

bringenden Einfluß auszuüben versucht, durch welchen die späteren Schicksale des Helden bestimmt werden. Entspricht diese erzählende Exposition wenig künstlerischen Anforderungen, so hat Uechtritz im „Bruder“ seinem Buche noch mehr geschadet, indem er als Exposition die Vorgeschichte der Handlung, die Schilderung des schuldbaren Liebesverhältnisses des Helden, verwendet. Er hätte eine bessere Wirkung erzielen können, wenn er den Inhalt des ersten Buches, eine „so ärgerliche Kuppeleigeschichte“ [1]), in einem späteren Buche als früheres Erlebnis von dem Helden selbst hätte erzählen lassen. Der Dichter hat dem Leser die Teilnahme an dem Helden „nicht ganz leicht gemacht“, daß er „des Helden Bild in so gräulichem Wirrsal uns vorführt, ehe wir ein tieferes Interesse an seinem Charakter und Wesen genommen“ [2]),

Am besten, mit jener Ausnahme am Beginn des zweiten Teiles des „Holm“, ist dem Dichter die Exposition des „Heiden“ gelungen. Hier führt er uns gleich in medias res. Ethra, die junge Tochter des Heiden, des erbitterten Feindes des Christentums, wird durch den Einfluß des nahen Klosters zum christlichen Glauben hinübergezogen, findet Unterkunft im Kloster. Bei den Bemühungen des zugleich bekümmerten und erbitterten Vaters, sein Kind sich zurückzugewinnen, trifft er mit Chrysostomos zusammen. Mit diesem war er in ihrer gemeinsamen Jugend befreundet gewesen. Was ihre Freundschaft zerstört und welche verschiedenen Wege dann die einstigen Freunde gegangen waren, das erfahren wir in dem zweiten Teil des ersten Buches, der die Vorgeschichte gibt.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß bei Uechtritz gewisse große Vorzüge und Schwächen der Romane denselben Ursprung haben. Wir haben schon gesehen, daß die große Gelehrsamheit des Dichters seinen Werken einen reichen Glanz verleihen konnte, daß aber auch seinen weitgehenden Kenntnissen die Schwäche entsprang, mit der Mitteilung seiner Wissensschätze an den Leser sich zu allzu großer Freigebigkeit verleiten zu lassen, daß er damit seinen Werken schadete. Desgleichen tut er zuviel des Guten bei der Entwicklung der einem

---

[1]) Grüneisen beanstandet, ebensowie Cotta, diese Exposition des „Bruder“. — Grüneisen an Ue. 28. Dez. 1858.

[2]) Marianne Imm. an Ue. 29. Jan. 1861.

Höhepunkte und einer Lösung zudrängenden psychologischen Konflikte. Gewiß ist nicht zu verkennen, daß er bei der Behandlung der psychologischen Probleme, die er sich zur Lösung stellt, alles Sprunghafte vermeiden muß; es ist auch allseitig anerkannt worden und wird es immer werden, daß er in seinen psychologischen Entwicklungen Bedeutendes geleistet hat, daß er darin Tieck übertroffen hat[1]). Aber maßhalten — auch hier ist es ihm nicht gelungen. Besonders vom „Bruder" ist dies zu sagen, wo er die psychologische Entwicklung bis ins feinste und kleinste nüanziert, bis „an die Grenze einer etwas peinlichen Kasuistik", bis in „das Grenzgebiet der Skrupulosität"[2]). Er bindet die Phantasie des Lesers vollkommen fest, und langsam, Schritt für Schritt, gewissermaßen bei jedem Schritt Deckung suchend, erreicht er den Höhepunkt. Wenn anders man im „Bruder" von einem Höhepunkt reden darf, der gemäß dem Prinzip der Steigerung[3]) in jedem Dichterwerk sein soll. Denn hier ist die Verwicklung in der Exposition gegeben; und der Roman behandelt dann in seiner ganzen weiteren Entwicklung auf analytischem Wege die Lösung. Die Verwicklung, die im späteren Verlauf der Erzählung zu einem gewissen Höhepunkt führt, ist nur ein retardierendes Moment vor der endgültigen Lösung[4]). Hier steht also das Kapitel der Verwicklung in einem ungleichen Verhältnis zu dem der Lösung. Kunstgerechter ist „Holm" angelegt, der überhaupt, abgesehen von einigen Schwächen, die wir aber schon als Kardinalfehler der Romane von Uechtritz erkannt haben, als die bedeutendste Schöpfung anzusehen ist. Hier haben wir, wenn wir das Gerippe des Aufbaus betrachten, ein kunstvoll-symmetrisches Gebäude, das den Beweis bringt, daß der Verfasser an und für sich mit

---

[1]) Sybel 302. [2]) Evang. Kirchenzeitung a. a. O.

[3]) Lehmann, Poetik. S. 113.

[4]) Der Held ist durch die geistliche Tröstung nicht befriedigt, zum Gewinn einer tieferen Vergeistigung der Fundamentallehren des Christentums gekommen, hat mit Erfolg an seiner sittlichen Erhebung gearbeitet; die Erkenntnis, die ihn trifft, daß die Mutter seiner Braut zugleich auch die des von ihm Erschlagenen ist, und das Geständnis seiner Schuld ihr gegenüber, mit dem der gewisse Verlust seiner Braut verbunden ist, dieser Schicksalsschlag ist die letzte große Prüfung, die zu seiner vollkommenen sittlichen Reinigung beiträgt. Ihm bleibt nun nichts mehr, als sein Leben in den Dienst des gleich ihm schwer geprüften Vaterlandes zu stellen, für dieses zu leiden und dadurch zum Tod oder Glück zu gelangen.

den Anforderungen eines künstlerischen Aufbaus wohl vertraut war und daß er ihnen auch gerecht werden konnte.

Im Holm ist die Verwicklung dargestellt durch den Konflikt in der Seele des Helden, der zwischen zwei Parteien steht, die sich beide um ihn bemühen, die eine, ihn sich zu erhalten, die andere, ihn zu gewinnen. Der Dichter schildert in den ersten Bänden an der Hand der Erlebnisse des Helden die Mängel und Schäden des Katholizismus, welche den Ausbruch der Reformation veranlaßten, und daneben das Treiben des jungen Protestantismus; bald kommt Albrecht in Italien mit dem Katholizismus in seiner glänzenden Pracht in Berührung; „die Tiefen, Vorzüge und Lockungen des Katholizismus" entfalten sich in „steigendem Glanze, während der Protestantismus hier fast nur noch in dem, was in ihm übertrieben und anstößig ist, vertreten bleibt" [1]). Der blendende Katholizismus selbst, dem Helden dargestellt durch die begeisterten und für ihn überwältigenden Auseinandersetzungen Lucrezias" [1]), der lockende Besitz dieser von ihm leidenschaftlich Geliebten, von dem ihn nur sein Festhalten an seinem Glaubensbekenntnis fernhält, wollen ihn mit aller Macht zur katholischen Kirche hinüberziehen, zumal er sich von der toten und streitsüchtigen Orthodoxie seines lutherischen Regimentspfaffen in der Zeit der Entscheidung [2]) abgestoßen fühlt. Daß er seinem innersten Wesen nach Protestant ist, daran wird er erst durch den Anblick des Priesters im Ornat erinnert, durch den Gedanken der Kelchentziehung in der Nacht des Sakramentes. Diese Momente des Konfliktes erfahren bis zu diesem Punkte des Romans eine einerseits positive, andrerseits negative Steigerung; es kommt zum entscheidenden Höhe- und Wendepunkt, nach welchem das Verhältnis der Parteien das umgekehrte wird. Der Held bleibt Protestant. Das Interesse und „das Hauptlicht des Gedichtes" [3]) wird auf den Protestantismus zurückgeführt. Das Ganze „schließt mit einer Verklärung des Wesens des Protestantismus", „nachdem auf der andern Seite alle Greuel der Inquisition uns erschüttert haben und die geistschimmernde Italienerin und Katholikin Lucrezia mit gebrochenem Herzen die Abgeschiedenheit des Klosters und den Frieden des Grabes als Ziel ihrer Wanderung findet."

Das Charakteristische im Aufbau des „Eleazar" liegt darin, daß die Handlung in stufenmäßiger Steigerung in Haupt- und Nebenstämmen, die ziemlich selbständig nebeneinander hergehen, mit packender Spannung bis zu einem tragisch-dramatischen Schlußbilde fortentwickelt ist. Der freiwillige Opfertod der Besatzung von Masada ist dramatisch, wie es der ganze Stoff eigentlich ist [4]). Ein ähnliches Schlußbild finden wir in Cervantes' Trauerspiel „Numantia", also in einem Drama.

Dem Prinzip des Abschlusses [5]) ist Uechtritz wenig gerecht geworden. Im „Eleazar" schwächt er die Wirkung des drama-

---

[1]) Ue. an Schnaase 6. Dez. 1851.
[2]) Schnaase an Ue. 9. Mai 1853.
[3]) Ue. an Schnaase s. o.
[4]) Siehe Vorwort zum „Eleazar".
[5]) Lehmann, Poetik, S. 114.

tischen Schlußbildes ab, indem er in einer Art Nachwort die eine der Nebenhandlungen, das Schicksal der Christengemeinde, nachträglich zum Abschluß bringt, nachdem die Haupthandlung schon vollendet ist. Dieses Nachwort stört um so mehr, als es im Dienste und Sinne der Tendenz angefügt ist, die gerade hier im „Eleazar" sonst am wenigsten, zum Unterschied von „Holm" und „Bruder" hervortritt. Während der „Bruder" so schließt, wie man es erwartet, und gemäß der Idee des Romans das aufgestellte Problem zur befriedigenden Lösung bringt, kann man beim „Holm" nur mit Einschränkung davon sprechen. Im Verlaufe der Erzählung war Albrecht der Held, der Träger der Idee; am Schlusse des Werkes, nach dem Tode des Helden, tritt dessen Ehefrau an seine Stelle; in ihr wird der geläuterte Protestantismus dargestellt, in dessen Verklärung das Werk ausklingt. Es tritt also auch hier wieder zutage, daß der Dichter in der Verfolgung seiner Tendenz zu bedauerlichen Verstößen gegen die Kunstregeln der Komposition sich verleiten läßt. — Die Fabel bei allen Romanen von Uechtritz findet ihren Abschluß mit einer Ehe. Im „Eleazar" schließt allerdings eine Nebenhandlung, die das Schicksal der Christengemeinde behandelt, mit der Ehe[1]).

Bei der Neigung des Dichters zur Lehrhaftigkeit, bei dem Charakter seiner Romane als Tendenzroman ist es begreiflich, daß Uechtritz gerade gegen eine Forderung der epischen Poesie verstieß, gegen die Forderung der Objektivität. Lehrhaftigkeit, Tendenz und Objektivität sind an sich Begriffe, die sich schwer vereinigen lassen, wieviel mehr beim Romandichter, dem die Gelegenheit, die Objektivität zu durchbrechen, allzuleicht und oft geboten wird. Auch kommt es hier auf die Intensität der vom Dichter beabsichtigten Willenserregung an. Es wird niemand behaupten wollen, daß ein Dichter, der in seinem Roman eine bestimmte Idee darstellen will, sich ganz und gar hüten muß, dem Dargestellten persönliche Färbung zu geben. So weit geht die Forderung der Objektivität nicht, deren Erfüllung dann fast in den Bereich des Unmöglichen gehören würde. Tendenzen, „Absichten auf Willenserregung", werden nur dann außerhalb der epischen Kunst liegen, wenn sie „künstlerisch umgestaltet"

[1]) Beim „Heiden" sollte das letzte der zehn geplanten Bücher die Überschrift führen: „Der Ehebund", dann verbessert: „Ehe und Krone". s. Ms.

aus einem Roman sprechen[1]). Bei Uechtritz finden wir wiederholt die Objektivität auf diese Weise verletzt; Maßhalten in dieser Hinsicht mochte auch schwer sein für einen Dichter, der die von ihm dargestellten Gedanken so gern der Mitwelt annehmbar machen wollte. Ein Größerer nach ihm, Tolstoj, hat in ähnlicher Weise durch das bewußt tendenziöse Vordrängen seiner wesensähnlichen Idee in zu abstrakter Form den künstlerischen Wert seiner „Auferstehung" beeinträchtigt[2]).

Der Begriff der Objektivität im Epos, im Roman, hat verschiedenerlei Fassung gefunden. Ich möchte sie verstehen als „Unpersönlichkeit der Darstellungsweise"[3]), worin die positive Forderung der „gegenständlichen Anschaulichkeit" bei dem Charakter der epischen als gegenständlicher Dichtung eo ipso liegt. „Das Hervortreten seiner (des Dichters) Persönlichkeit mit ihren Gedanken und Empfindungen unterbricht die Kontinuität der Darstellung" (ebenda S. 147), wirkt also störend. Daraus folgt, daß der Dichter, ebenso wie vor persönlichen Einmischungen, wie sie z. B. Jean Paul, Holtei, Immermann u. a. liebten, sich hüten muß, statt der unmittelbaren Anschauung von Menschen und Handlungen seine Reflexionen über dieselben darzustellen, „statt lebendiger Charaktere, die sich vor unsern Augen entwickeln, Charakteristiken" zu geben[4]).

Konnte und mußte nun Uechtritz dieses Kunstgesetz kennen? Im Laufe des 19. Jahrhunderts bildete sich diese Forderung erst zu voller Schärfe aus (in Spielhagen kann man gewissermaßen einen Gipfelpunkt sehen); von den Romantikern wurde noch viel dagegen verstoßen, trotzdem Friedrich Schlegel sie schon forderte; ein andrer Führer der Romantik, Tieck, hat sie gerade in dem Werke, das bei der Stoffverwandtschaft mit dem „Holm" vorbildlich hätte sein können, in dem „Aufruhr in den Cevennen" praktisch anerkannt, und Uechtritz hätte davon lernen können. Aber in dieser Hinsicht finden sich mehr Anklänge an Scott, auch an Manzoni. Daß er von Scotts Darstellungsweise gelernt hat, hat er selbst ausgesprochen[5]); und daß Manzoni auf seine Romane, wenigstens den „Holm", ein-

---

[1]) Kunstwart, XXIII. Jahrg., Heft 9, S. 150. [2]) Ebenda.
[3]) Ich folge hier Lehmann, Poetik, S. 145.
[4]) Lehmann, a. a. O., und Spielhagen, Beiträge, S. 68 f.
[5]) Ue. an Schnaase 2. Mai 1861.

gewirkt hat, ist wohl nicht von der Hand zu weisen, wenn man erfährt, daß gerade in der Zeit, als er anfing Romane zu schreiben, die Lektüre der „Promessi sposi“ seine Begeisterung hervorrief[1])[2]).

Ermutigt durch solche Vorbilder und der eignen Neigung folgend, hat Uechtritz die Schranken der Objektivität auf mancherlei Weise durchbrochen. Eine Reihe von bezeichnenden Beispielen soll uns dies zeigen. In erster Linie fallen bei unserm Dichter die theoretischen, abstrakten Elemente, auch vom Standpunkte der Objektivität betrachtet, wieder störend ins Auge. Oft reden nicht Personen der Dichtung, sondern der Dichter selbst hält uns einen Vortrag, z. B. im „Bruder“ (I. S. 290 f.) über den Rationalismus der aufgeklärten Theologen der damaligen Zeit mit einem Streifblick auf den pantheistisch-atheistischen Rationalismus seiner Tage. Also gleich zwei Verstöße auf einmal! Zehn Seiten weiter werden wir belehrt über die Verdienste Herders um das Christentum; jedoch nicht genug, der Dichter kann es nicht lassen, sein Lob einzuschränken und in einer Anmerkung unter dem Text hinzuzufügen, daß in der Stellung Herders doch noch manches Schwankende u. s. w. sei. — Belehrende Abhandlung und ergänzende Anmerkung, die hier übrigens ganz und gar nicht so nötig sind wie in den Gelehrten-Romanen eines Ebers u. a., beide im Präsens, vollkommen sich loslösend von der Handlung, stellen des Dichters eigne Gedanken dar. Äußerlich nur und schwach versucht dieser, sie dem Ganzen einzufügen. Solche und ähnliche Beispiele sind vor allem im „Bruder“ und „Holm“ sehr oft zu

---

[1]) Als ihm der Plan zu „Holm“ schon entstanden war, nannte er Manzonis Roman „eines der edelsten Bücher, die je geschrieben worden“. Sybel S. 140.

[2]) Ein Vergleich Uechtritz' mit Manzoni liegt nicht allzufern, wenn man ihre Erscheinung im allgemeinen ins Auge faßt. Beide gingen vom Drama aus; beide erwarben sich auch mit einem ihrer Dramen den Beifall des Altmeisters Goethe: später wandten sich beide dem Roman zu, der ihnen gegebenen Dichtungsart. Beide sind tiefreligiöse Naturen, was nicht zum wenigsten aus ihren Romanen hervorgeht; nur mit dem Unterschiede, daß bei Manzoni nichts von Tendenz zu bemerken ist (s. Sauer, Manzoni, S. 57). Sie haben außerdem vieles Gemeinsame in ihren Anschauungen von Gesellschaft, Religion und ihrem Verhältnisse zueinander. — Auch in ihrer Stellung zu ihrer Zeit und dem politischen Parteigetriebe ihrer Zeitgenossen gleichen sie sich, indem Manzoni ebensowenig etwas von dem „jungen Italien“ wissen will, wie Uechtritz vom „jungen Deutschland“.

finden. Andere Anmerkungen, Fußnoten, ließ den Dichter seine Genauigkeit, sein Bestreben, allen Parteien seiner Darstellung gerecht zu werden, auch seine historische Treue darzutun, beifügen: so „Holm", 2. Abteilung, 2. Bd., S. 209, über das Verdienst des Gebetes nach Bellarmini; — S. 63 ein Hinweis auf die Verteidigung der Lucrezia Borgia seitens eines Historikers, auf den sich Uechtritz beruft. — Im „Eleazar" stützt der Dichter seine Ausführungen durch Hinweise auf die Bibel, ebenfalls in Fußnoten; z. B. II, S. 266; Zitation eines Historikers I, S. 18. — II, S. 140 ist charakteristisch für seine Peinlichkeit: er benutzt ein dichterisches Bild aus der Apokalypse (Kap. 12, V. 20); zugleich fügt er hinzu: „Es bedarf hoffentlich nicht der Versicherung, daß die Abweichung von dem Bilde der Apokalypse im nächstfolgenden Satze einen andern Grund als die Absicht einer anmaßlichen Verbesserung hat." Bei der Verwendung dieser zahlreichen Anmerkungen vergaß Uechtritz, daß er kein wissenschaftliches Werk schreiben wollte. Daß sie nicht in ein Dichtwerk gehören, hatte er von Schiller lernen können, der seine Meinung durch die Praxis dargelegt hat, in seinem Roman „Der Geisterseher". Hier finden wir zwar in dem Abdruck in der „Thalia", auch noch in der ersten Separatausgabe von 1789 Fußnoten verschiedener Art, die sich in subjektiver Weise mit der Darstellung beschäftigen und in denen der Erzähler zum Leser spricht. Doch in der letzten Ausgabe von 1798 sind nicht allein diese Fußnoten weggelassen, sondern auch gewisse Partien aus den moralphilosophischen Auseinandersetzungen zwischen dem Prinzen und dem Baron v. F. sind als zu sehr ins Abstrakt-Breite gehend gestrichen worden.

Auch bei der Charakteristik der Personen greift Uechtritz persönlich ein; z. B. „Bruder" (I, S. 361): „Man wird es hiermit in Übereinstimmung finden müssen . . .", er verteidigt das Handeln, den Entschluß einer Person. Dann nimmt er wieder Anteil wie „Holm" 3. Abteilung, II, S. 332, wo ihn Albrechts Soldatentod zu der Betrachtung veranlaßt über das Schmerzliche eines frühen Todes und das damit verbundene Wehmütig-Befriedigende des Soldatentodes. — Überflüssige Bemerkungen des Dichters: „Wie wir schon wissen", „wie wir uns erinnern" u. dergl. sind in großer Zahl vorhanden. — In wenig kunstvoller Weise bricht er die Schilderung von Seelenzuständen ab und leitet davon auf den Fortgang der Handlung mit Wendungen

über wie („Holm“ 3. Abteilung II, S. 291): „Wir wissen nicht, wie lange er sich . . . gequält haben würde, wenn nicht ein . . . Ereignis einen . . . Wendepunkt herbeigeführt hätte . . .“ — Bemerkungen, die sich auf die Kompositionsweise des Dichters beziehen: am Schlusse des „Holm“, S. 743. „Wir wollen, um ein Bild der damaligen Geistesrichtung . . . zu geben, eine Unterredung mitteilen . . .“, fehlen ebensowenig, wie die weitverbreitetste Unart solcher Objektivitätsdurchbrechungen nach der Art: „wir enthalten uns, das Wiedersehen der Liebenden zu schildern“ („Holm“, 3. Abteilung, II, S. 314), u. a. — Eigene Erlebnisse und Eindrücke direkt eingeflochten hat Uechtritz nur einmal; im „Bruder“, III, S. 156 f., erzählt er von dem Haß gegen Napoleon, den er schon als zwölfjähriger Knabe mit dem Volke teilte, der bei der Dresdener Bevölkerung sich zeigte in der Freude über Napoleons Unglück in Rußland; er bringt eine Erinnerung an seine Eindrücke bei dem Durchzug der verbündeten Truppen durch Sachsen. — Dagegen hat sich Uechtritz vor bizarren, kapriziösen Formlosigkeiten eines Jean Paul oder Holtei wohl gehütet. Trotzdem genügen die Fälle der Objektivitätsverletzungen in seinen Romanen der Zahl und Art nach vollkommen, um eine darauf gerichtete Untersuchung zu dem Urteil gelangen zu lassen, er habe dieses Gesetz so gut wie garnicht beachtet. Zu seiner Entschuldigung läßt sich anführen, daß viele Größere ebenfalls dagegen gefehlt haben. Ja, wollte man dieses Gesetz folgerichtig nach innerer und äußerer Objektivität festlegen und die Schöpfungen auf dem Gebiete der Romandichtungen daraufhin prüfen, so würde der Widerhaken der strengen Kritik wohl in jeder derselben einen Anhaltepunkt finden; wenigstens soweit die negative Seite dieser Forderung in Betracht kommt; und diese — betreffend das Zurücktreten der Persönlichkeit des Dichters — ist die hier in erster Linie in Frage kommende. Die positive Forderung der Gegenständlichkeit ist eine Selbstverständlichkeit für einen Roman, der als dichterisches Kunstwerk angesehen werden will.

Leichter scheint für einen Dichter die Erfüllung einer anderen positiven Hauptforderung der Komposition, der der Spannung: „Da ein Roman von großem Umfange uns lange beschäftigt, so muß er alle unsre Kräfte beschäftigen, wenn nicht Ermüdung eintreten soll“ (O. Ludwig, a. a. O., S. 201). Es muß vor allem für Spannung gesorgt sein, gerade bei solchen um-

fangreichen Romanen wie den vorliegenden. Uechtritz war sich dieses „notwendigen Gesetzes der Dichtkunst und besonders des Romans“ wohl bewußt[1]), wie er gerade vom „Holm“ sagt, der ihm unter den Händen zu einem unbeabsichtigt großen Umfange anwuchs. Sollte hier die Teilnahme des Lesers nicht erlahmen, so mußte der Roman, je weiter er fortschritt, „an Spannung der Ereignisse und Lebendigkeit der Darstellung sich steigern“. Während aber gerade hier die Spannung zu zeitig nachläßt, der Dichter den Leser zu früh zum endgültigen Ausruhen kommen läßt — in der friedlichen Idylle von Agnesens Wirken —, kann man sich sonst dem Urteil Sybels anschließen, daß die Fabel der Romane spannend bis zum Schlusse fortentwickelt ist. An erster Stelle steht hier „Eleazar“, in dem die Spannung in höchstem Maße sich steigernd, fast in dramatischer Weise aufrecht erhalten wird. Man könnte fast zu der Ansicht kommen, der Dichter habe eine Art der Spannung angewandt, vor der O. Ludwig[2]) warnt: „Im Roman darf das Pathologische der Spannung nur selten und vorübergehend angewandt sein“. Beim „Bruder“ sieht man auf den ersten Blick, daß der Dichter mit dem Titel des Romans einen Hauptpunkt der Spannung aus der Hand gegeben hat; dieser Roman würde bei einem Vergleich der drei vollendeten Romane untereinander auch von diesem Gesichtspunkte der Spannung aus an letzter Stelle zu nennen sein. Hebbel (Bamberg II, S. 276) spricht sein Urteil über die Spannung im „Bruder“ freundschaftlicher Weise in den Worten aus: „Sie gehen in Ihrem „Bruder“ nicht auf materielle Spannung aus, der so viele Talente ihren momentanen Erfolg zu verdanken, aber auch die rasche Vergessenheit, der sie anheimfallen, zuzuschreiben haben.“ Überhaupt läßt sich von Uechtritz sagen, daß er darauf verzichtet, mit den echt-romanhaften Mitteln der Romantik und des französischen Romans für Spannung zu sorgen, durch Mystifikation, Irreführung und Überraschung, durch Einführung geheimnisvoller Personen und was diese Mittel mehr sind; das Spannende beruht bei ihm in der Fabel selbst, in dem Problem, das er lösen will, und in den psychologischen Entwicklungen. — Im

---

[1]) Ue. an Schnaase 22. März 1849, ein Brief aus der Zeit der Arbeit am letzten Bande des „Holm“.

[2]) a. a. O. S. 253.

„Holm“ können wir gut beobachten, wie mit der „Steigerung der dargestellten Affekte“ die Erhöhung der Spannung Hand in Hand geht, also eine der Hauptforderungen der Komposition erfüllt ist. Es ist gezeigt worden, welch schöner Lohn dem Helden zuteil würde, wenn er sich zum Katholizismus bekehren ließe; wir sehen, wie ihm dieser immer annehmbarer wird; unsre Spannung darauf: wird sein Übertritt erfolgen? steigert sich immer mehr bis zum Umschwung. Albrecht bleibt Protestant; die Spannung aber wird jetzt auf die Frage gerichtet, ob es ihm vielleicht gelingen werde, die Geliebte zur Annahme seiner Religion zu bewegen. Dieses vom Helden gewünschte Ziel wird nicht erreicht; schließlich wird das Interesse des Lesers auf das Endziel des Romans gerichtet, auf die mögliche und dann auch verwirklichte Wiedervereinigung Albrechts mit der totgeglaubten Agnes; damit wird ein am Anfang des Romans wünschbar gemachtes Ziel am Schlusse erreicht.

Aber auch bei dem Kapitel der Spannung muß der Vorwurf erhoben werden, daß wieder das zu starke Hervortreten der theoretischen Elemente störend wirkt, ebenso wie die oft zu detaillierte Erzählungsweise und noch mehr die zu peinliche psychologische Motivierung; man kann sagen, daß Uechtritz oft, statt ein spannendes Interesse beim Leser hervorzurufen, dessen Geduld zu sehr anspannt[1]).

Der Belebung des Romans durch die Spannung muß ein anderes dichterisches Kunstmittel zu Hilfe kommen, die deutlichere Veranschaulichung des Dargestellten durch Kontraste. Eine der hauptsächlichsten Forderungen dichterischer Komposition liegt in dem Prinzip des Kontrastes, auf dem alle epische

[1]) Eine interessante Erscheinung ist es, daß zu den beliebtesten und spannendsten Partien des „Holm“ und „Eleazar“ die Kriegs- und Kampfesschilderungen gehören, während Ue. nie Soldat gewesen und eine durchaus friedliebende Natur war, dem alles was sein ruhig-ästhetisches Dahinleben stören konnte, widerwärtig war. Diese seltsame Tatsache legt ein gutes Zeugnis ab von der Gestaltungskraft des Dichters. – Bei der Schilderung von „Kampf und Belagerung“ ist Ue., wie er an Schnaase (22. März 1849) schreibt, seinem Freunde Wiegmann „als einem des Festungsbaues kundigen Manne manche hilfreiche Notiz schuldig geworden“. — Wiegmann gehörte auch dem von Ue. und Hiller 1849 ins Leben gerufenen „Literarischen Männerverein“ an. Dies war eine zwanglose Vereinigung, die sich Mittwoch abends bei „Zilger“ traf: „man ißt frugal à la carte, plaudert, das eine oder andere Mitglied liest etwas eigenes oder fremdes vor“. (Ebenda.)

(wie dramatische) Wirkung beruht[1]). Sieht man die Romane Uechtritz' von diesem Gesichtspunkte aus an, so muß man ihm zugeben, daß es keine leeren Worte gewesen sind, wenn er gesagt hatte, daß er sich der Kunstregeln wohl bewußt sei. Seine Romane bauen sich auf große Kontraste auf; große welthistorische Gegensätze darzustellen (und der Versuch einer Versöhnung derselben), das ist die Idee, die jedem seiner Romane zugrunde liegt. Im „Holm" stehen Protestantismus und Katholizismus, im „Bruder" Christentum und moderne Humanitätsbildung einander gegenüber. Sind hier die inneren Gegensätze des Christentums dargestellt, zeigen uns die beiden andern Romane das Christentum gegenüber dem Judentum, im „Eleazar", und im Gegensatz zu dem philosophisch gebildeten Heidentum, im „Heiden". — Mit solchen großen allgemeinen Kontrasten darf sich aber die epische Darstellung nicht begnügen. Wir finden daher auch, vor allem im „Holm" solche der verschiedensten Arten, in den mannigfachsten Färbungen. Daß hier der Dichter seinen Schauplatz gerade in die Zeit der Reformation verlegte, war ein glücklicher Griff, „wegen der Masse, der Mannigfaltigkeit der Agentien und wegen der Stärke der Kontraste"[2]). Uechtritz hat auch die sich hier bietende Gelegenheit zur Anwendung dieses Kunstmittels ausgenützt. Die Parteien haben nicht nur ihre äußeren, sondern auch ihre inneren Gegensätze. Protestantismus durch deutsches Wesen und Katholizismus durch italienische Art näher bestimmt, erhalten so in ihrem innersten Wesen eine tiefere Begründung des zwischen ihnen bestehenden Gegensatzes. „Wie der Deutsche mit dem Herzen nach dem Ewigen greift und wie der Südländer sich begnügt, mit seinem Geiste einem ästhetisch Schönen und Geordneten den Schein der Wahrheit zu geben, das tritt lebendig heraus"[2]). Ferner: „In dem Deutschen weckt die Welt des Schönen neues, ungeahntes Leben und droht ihn aus seiner Bahn zu treiben, in der hohen Italienerin läßt die ungeschminkte Tüchtigkeit des Nordländers ein Ursprüngliches erkennen, dem ihr Herz den Preis zuerkennt"[2]).

Gegensätze müssen auch unter den auf einer Partei Kämpfenden bestehen. Auf der katholischen Partei haben wir die

[1]) Lehmann, a. a. O. S. 111.
[2]) Marianne Imm. an M. v. Ue. 2. August 1852.

kirchlichen Eiferer und die kirchlich Unbefangenen, die einer Art von Reformation nicht abgeneigt sind, ferner kirchlich Indifferente neben wilden Neuerern u. a. m. — Auf protestantischer Seite: Cellarius, der in ruhiger Weise, aber eifrig für seinen Glauben seelsorgerisch tätig ist, repräsentiert das „reformatorische Element, wie es im sächsischen Volksstamme zur Entwicklung kam“ [1]), demgegenüber der wüste Bilderstürmer aus Antwerpen, der den politisch-religiösen Fanatismus verkörpert. Auch im „Eleazar“ ist ein ähnlicher Gegensatz, der zwischen der gesunden, heldenmütigen Frömmigkeit der Christen und der verwilderten Schwärmerei der Juden[2]). Weiter im „Holm“: in Agnes, wie sie uns im letzten Teile entgegentritt, sehen wir den gesunden Protestantismus, in Haßhitz die verknöcherte, eifernde Orthodoxie. Die beiden Holm zeigen wieder einen andern Gegensatz: der Vater „hatte die neu verkündete Wahrheit in sein ehrliches Gemüt aufgenommen und darin treu verwahrt. Zu theologischem Grübeln hatte er weder Zeit noch Neigung und Geschick . . .“ („Holm“ I, S. 26); der Sohn dagegen vertiefte seinen vom Vater überkommenen Glauben durch das Studium der Bibel und erhielt sich ihn in schweren Kämpfen. — Dann wieder haben wir Gegensätze im Staatsleben: das untergehende Rittertum gegen das sich kräftigende Fürstentum und die wachsende Macht der Städte; in diesen die patrizische Ratsversammlung gegenüber der breiten Masse der Bevölkerung; in der Versammlung selbst wieder Männer verschiedenen Charakters und aufeinanderplatzender Gegensätze. — So könnte man im „Holm“ eine ungeheure Anzahl der verschiedensten Gegensätze feststellen, die den Stoff reich beleben. Daß der rein menschlichen Gegensätze nicht vergessen ist, zeigt uns noch ein Beispiel. Lucrezia und Albrecht erweisen den typischen Gegensatz von Mann und Weib in geistiger Beziehung. Lucrezia, erst die Überlegene, hat Albrecht „in allem Edelsten entfaltet, er ist durch sie erst recht zum Manne geworden, zum Bewußtsein seiner selbst gekommen, aber er hat sie endlich überflügelt in seiner geistigen Freiheit, und ihre Entwicklung, so edel und

[1]) Loebell, Bl. f. literar. Unterh., a. a. O.

[2]) Der Menge „der fanatisch erregten, sich untereinander zerfleischenden Juden ist die innig still zusammenhaltende Christengemeinde mit ihren Liebesgedanken und Liebestaten ganz außerordentlich schön und wirkungsvoll gegenübergestellt“. (E. Schirmer an Ue. 6. Mai 1867.)

groß sie ist, behält etwas Gebundenes, wodurch ihr auch nicht möglich wird, das zu würdigen, was Albrecht gerade über sie erhebt. Es ist gewiß nicht nötig, daß der Mann das Weib in allem überragt; aber wo es sich um das Höchste handelt, da muß sie sich an ihn lehnen können, und es ist nicht denkbar, daß sie das Gefühl des Geschirmtwerdens, nach dem die Frauennatur verlangt, gewinnt, wenn es nicht irgend einen Punkt gibt, auf dem die Frau zu dem Manne aufblickt“ [1]). Kontrastwirkung im Kleinsten liegt nicht in der Absicht und auch nicht in der Stileigentümlichkeit des Dichters, der selbst sagt, daß ihm die „springende, durch unvermittelte und wohl selbst schreiende Kontraste wirkende Manier des französischen Romans und seiner deutschen Nachfolger“ unsympathisch ist. Seiner Eigenart gemäß kann er zwar Kontraste schaffen, aber er fühlt sich auch verpflichtet, einen Zusammenhang des Gegensätzlichen zu zeigen. Daß er, dadurch oft schleppend werdend, dem Geschmacke seiner Zeit nicht entgegen kommt, dessen ist er sich bewußt: „Die Zunge unsrer ungeduldigen Leser dürfte allerdings das pikante Gewürz dieser (franz.) Manier, dieser klaffenden Gegensätze und unmotivierten Überraschungen nicht wohl entbehren können.“ Darin unterscheidet Uechtritz sich von dem Jungen Deutschland, das sich die französische Darstellungsweise zum Vorbilde nahm. Unser Dichter hält sich an die Art des englischen Romans.

Dessen Nachwirkung sehen wir auch bei einer Betrachtung darüber, in welcher Weise die Erzählung durchbrochen wird, wenn es geschieht. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß er nach dem Vorbild Scotts die Erzählung nicht durch solche Einschaltungen ins Stocken bringt, die mit dem Ganzen keinen Zusammenhang haben, zum Unterschiede von vielen Zeitgenossen und Vorgängern, die, wie z. B. Cervantes, Novellen einfügen, „um die Einförmigkeit und Trockenheit zu vermeiden, die aus der alleinigen Erzählung der Abenteuer des Helden und seines Schildknappen hätte entstehen müssen“ [2]). Finden wir bei Uechtritz Einschaltungen irgend einer Art, dann sehen wir auch, daß sie organisch in der Haupthandlung verwebt sind, wie Grillparzer [2]) es verlangt, im Gegensatz zu Tieck. An erster

[1]) Marianne Imm. an Ue. 27. Januar 1852.

[2]) Grillparzer, Werke (Hesse) 13, S. 193. — Im „Holm“, 2. Abteilung, I, S. 260 f. finden wir nur den Ansatz zu einer solchen eingefügten Novelle eines

Stelle sind für Uechtritz' Kompositionsweise als bezeichnend zu nennen die Tagebuchaufzeichnungen irgend einer Person der Romane, die mit dem Ideengehalt in Zusammenhang stehen: so im „Holm": Agnes erhält von der Priorin eine Handschrift des Thomas von Kempen; sie schreibt sich eine Anzahl ihr ins Auge fallender Stellen in ihr Tagebuch, und unter jede Stelle ihre persönlichen Bemerkungen dazu. Der Dichter will damit den Eindruck schildern, den das Buch auf Agnes machte. Findig mußte er allerdings sein in der Wahl der Mittel zur Ausführung seiner Absicht, die Personen in ihren Beziehungen zu den verschiedenen Lehren darzustellen, und vor allem, wenn er dabei seinem starken Drange, diese Lehren dem Leser möglichst genau zugänglich zu machen, folgen wollte, ohne doch die Gesetze der Kunstform allzu gröblich zu verletzen. So bringt Uechtritz einen Teil dessen, was er lehren will, wieder mit einem andern Kunstgriff an, indem er z. B. den Helden im „Holm" einen Einblick in das Tagebuch Lucreziens tun läßt, wo deren Betrachtungen über die göttlichen Dinge aufgezeichnet sind. Im „Bruder" finden wir ähnliche Aufzeichnungen: Ferdinand zeichnet die Worte Schleiermachers auf, mit dem er ein langes Gespräch gehabt hat, um sie dem Freunde mitzuteilen. Ferner nimmt er in mehreren Briefen an Wilmuth Stellung zu den Lehren Fichtes und Schleiermachers. Wenn auch hier die Person des Dichters viel zu deutlich aus den Worten des Romans hervorspricht, ist doch anzuerkennen, daß gerade an diesen Stellen des „Bruder" — II. Bd., Abschnitt „Fichte und Schleiermacher" — der Versuch gemacht ist, die theoretischen Abschweifungen äußerlich mit dem Gang der Erzählung zu verknüpfen und zugleich als Bedürfnis der psychologischen Entwicklung hinzustellen; wir sehen, wie Ferdinand, einem inneren Drange folgend, „durch die Fülle des neuen Stoffes" zu dem Briefe getrieben wird. Auch sonst hat Uechtritz die Briefform viel benützt, wobei der Brief oft als Leitmotiv verwendet wird, insofern als er auf das Handeln des Empfängers bestimmend einwirkt. Im „Holm" sind in diesem Sinne eingefügt: die Briefe von Lucrezia, Contarini, Hieremia (3. Abteilung); im „Bruder" (I, S. 100 ff.): das hinterlassene Schreiben des verstorbenen Vaters, an Stelle eines

italienischen Novellisten: der Dichter referiert aber nur über die Art und den Inhalt derselben; der Zweck der Erwähnung ist die andeutende Schilderung der Sittenverderbnis gewisser italienischer Kreise.

Testaments; ferner (III, S. 11) der Brief der Braut, (III, S. 328) der Brief des Leutnant von Waldheim, der die Versöhnung zur Folge hat; „Holm“ (I, S. 118) dient ein Brief als Charakterisierungsmittel. Versäumtes von dem Schicksal der Personen wird an mehreren Stellen durch einen Brief nachgeholt; so „Holm“ (Abteilung I, Bd. II, S. 123), wo uns ein Brief des Helden, den wir eine Zeitlang aus dem Auge verloren haben, erzählt, was inzwischen mit ihm vorgegangen; im „Bruder“ (Ende des I. Bandes) beschäftigte sich die Erzählung mit einer episodenhaften Nebenhandlung, ohne daß sie vollkommen zu Ende geführt wäre; den Abschluß dieser Nebenhandlung bringt dann ein Brief (III, S. 93). — Auch bei der Erzählung der Vorgeschichte einer der Personen verwendet Uechtritz einmal den Brief; er hat uns das Leben und den geistigen Entwicklungsgang Wilmuths bis in dessen Studienzeit hinein geschildert; eine Wandlung der Ideen in Wilmuth zeigt uns ein Brief von ihm an einen „theologischen Freund und Mitstrebenden“ (I, S. 303 f.). Also auch hier wieder finden wir die Zuhilfenahme der Briefform, um innere Zustände und Wandlungen zu schildern und um es zu ermöglichen, abstrakte Dinge zu behandeln und dazu Stellung zu nehmen.

Sollte an einer Stelle (s. o.) ein Brief dazu dienen, gewisse Momente der Vorgeschichte zu geben, so erzählt uns Uechtritz sonst unmittelbar, was von dem Schicksal dieser oder jener Person vor ihrem Eintritt in den Roman wichtig ist, z. B. im „Eleazar“ die Geschichte der Familie des Helden und dessen selbst, im „Holm“ die Vorgeschichte des alten Holm, im „Bruder“ den vor dem Roman liegenden Entwicklungsgang Wilmuths. In solchen Fällen unterbricht der Dichter die Erzählung nach dem Muster Scotts, der folgende Methode hat (O. Ludwig, a. a. O. S. 225): „wenn er eine neue Figur entweder hat auftreten oder erwähnen lassen, so schlägt er sich allemal ins Mittel, uns eine historische oder biographische Skizze von derselben zu geben“. Allzuoft geschieht dies bei Uechtritz nicht, sondern bei ihm ist dieses Verfahren auf die Einführung der wichtigsten und bedeutendsten Personen beschränkt. Dabei finden wir, daß derartige Fälle einen episodenhaften Charakter annehmen können; wie z. B. die Geschichte Tebaldos und Beatens[1]). Uechritz hat das

[1]) Das Geschick Beatens und ihres Bräutigams erinnert an das der Verlobten bei Manzoni.

Bestreben, eine solche Unterbrechung möglichst lebendig zu gestalten; zu diesem Zwecke bedient er sich in einigen Fällen der Form der Ich-Erzählung. Im „Holm“ erzählt Hieremia dem jungen Clemens seine Lebensgeschichte. Verschiedene Mittel sollen diese Episode organisch mit dem Ganzen verbinden; wir werden unterrichtet, weshalb der Dichter diese Geschichte einfügt; ferner treten Pausen dieser Erzählung ein, in denen der Dichter wieder eingreift, mit der Schilderung des Eindrucks, den die Erinnerung an einige besonders erschütternde Wendungen in dem Schicksal des Erzählenden auf diesen selbst hervorrufen; außerdem wird die einen breiten Raum einnehmende Erzählung vom Dichter auf zwei hintereinander folgende Abende verteilt. Solche Hilfsmittel führen den Leser wieder an den Faden der Haupterzählung zurück. — Daß Uechtritz oft die Erzählung durch persönliche Zwischenbemerkungen unterbricht, darauf haben wir schon bei der Besprechung der Objektivitätsverletzungen hingewiesen; ein bezeichnendes Beispiel sei, auch aus einem andern Grunde, nachgeholt: Im „Bruder“ (III, S. 162) sollte der Dichter eigentlich mit der Schilderung der Schlacht bei Lützen beginnen, anstatt dessen tritt er persönlich hervor und sagt: „Wir vermögen noch jetzt keine treuere Schilderung in gedrängter Kürze von ihr zu entwerfen, als die schon früher von uns im „Ehrenspiegel des deutschen Volkes“ dichterisch versucht worden ist.“ Es folgen die Strophen, die das Schlachtbild geben. Abgesehen von dem Unkünstlerischen eines solchen Verfahrens, ist diese Stelle deshalb wichtig, weil wir hier einen der wenigen Fälle haben, in denen Uechtritz durch die Einlage eines lyrischen Gedichtes von eigner Hand die Erzählung unterbricht, worin er sich deutlich von den Romantikern unterscheidet. Die lyrische Ader unsres Dichters ist nie recht reichlich geflossen, hat auch nie etwas Bedeutendes gezeitigt. Der „Ehrenspiegel“, der am 10. Februar 1842 dem Könige bei seinem Einzuge in Düsseldorf überreicht wurde, ist im gleichen Jahre mit einem Anhange vermischter Gedichte erschienen, die noch unbedeutender sind als dieser Zyklus romanzenartiger Gedichte. Es blieb bei diesem einzigen Male, daß Uechtritz mit lyrischen Erzeugnissen hervortrat. Die Ankündigung hat er nicht wahr gemacht, daß er vielleicht in seinem Alter mit einem Bande Gedichte vor dem Publikum erscheinen werde; er hat auf den Versuch verzichtet, ob es ihm dann wie Chamisso glücken werde, der auch erst in späteren

Lebensjahren als Lyriker aufgetreten sei[1]). In den Romanen sind daher auch die lyrischen Einlagen selten und unbedeutend. Im „Bruder“ findet sich außer der erwähnten keine selbstgedichtete Einlage mehr. Im „Eleazar“ ist nur ein Beispiel zu nennen, das romantisch anklingende Spott- und Siegeslied der Hagith (III, S. 252 ff. und 270), der einzige Fall, wo nach romantischer Art eine Person des Romans ihren Gefühlen durch ein Lied Ausdruck gibt. Einen gereimten Abschiedsgruß läßt im „Holm“ die ins Kloster gehende Veronika der Freundin Agnes zurück, auf einem Zettel am Halsbande des zurückgelassenen Hündchens ein Gedichtchen, wie es eben ein schwärmerisches junges Mädchen verfassen würde (Abteilung I, Bd. II, S. 55). „Holm“ (2. Abteilung I, S. 38) singt der fröhliche Martino das lustige „Maccaronilied“.

Eine motivähnliche Verwendung gereimter Einlagen finden wir: „Holm“ (2. Abteilung III, S. 228), wo der Spottvers auf Haßhitz die Folge hat, daß die Abreise des Predigers nach Montefelice verzögert wird; „Holm“ (1. Abteilung II, S. 228) ein Lied, das Albrecht beim Einbruch ins Kloster in einem aufgeschlagenen Buche mit dem Titel „Sterbelieder“ zufällig liest; durch diese Verse wird seine qualvolle Stimmung, die Angst um Agnes noch erhöht, so daß seine darauffolgende Täuschung durch die Priorin erklärlicher wird.

Hier, wie in andern Fällen, mit Ausnahme der schon angeführten, haben wir es nicht mit selbstverfaßten lyrischen Einlagen zu tun, sondern mit Zitaten anderer Dichter. Teils drücken Personen einen Gedanken, eine Stimmung durch ein Zitat aus, z. B. „Bruder“, II, S. 14 oder II, S. 193. — Zum größten Teil aber zitiert Uechtritz selbst, wie Hauff im „Lichtenstein“ nach dem Vorgange Scotts[2]): so „Holm“, 2. Abteilung I, S. 219, die Worte eines arabischen Dichters, II, S. 256 Verse Virgils; im „Bruder“ wird Schiller mehrfach zitiert, wo gewisse Stellen seiner philosophischen Gedichte sich in den Gedankenzusammenhang einfügen.

Erwies sich schon bezüglich der Verwendung lyrischer Einlagen ein Unterschied zwischen Uechtritz und den Romantikern, so ist diese Bemerkung nicht weniger an der Stelle, vergleicht man unter dem Gesichtspunkte des Zufalls beide Arten der

[1]) Ue. an Rudolph 27. Juni 1841. [2]) Karsen, S. 84.

Romane. Bei der oft willkürlichen Kompositionsweise der Romantiker mußte auch der Zufall reichlich herhalten. Er ist auch von den Romandichtern aller Zeiten verwendet worden. Man wird ihm da nicht eine gewisse künstlerische Berechtigung absprechen können, wo er als erklärlich und nicht gewaltsam dargestellt wird. Wollte man den Zufall ganz aus dem Reiche des künstlerischen Romans verbannen, dann wäre Uechtritz' „Bruder" im Aufbau der äußeren Begebenheit als verfehlt zu betrachten, und man könnte das Ganze nur retten, wenn man dem Zufalle die Rolle des Schicksals zuerkennt, das Ferdinand gerade die zur Braut gewinnen läßt, der er den Bruder erschlagen hat, so daß die Liebenden nach der Aufhellung der Tatsachen getrennt werden müssen bis zur endgültigen Sühnung. Dieser Zufall wirkt aber nicht unwahrscheinlich und unerklärlich, wie es überhaupt der Eigenart Uechtritz' widerspräche, dem Zufall allzu freies Spiel zu lassen. Im Gegenteil muß wieder daran erinnert werden, daß er sein Bestreben darauf richtete, mit peinlicher (in des Wortes wahrster Bedeutung) Genauigkeit und Sorgfalt alles bis ins kleinste und einzelnste zu motivieren. Nur in wenigen Fällen tritt der Zufall in Anwendung und ist dann leicht erklärlich; im „Holm" trifft Albrecht vor seinem Eilritt den Juden mit dem edlen Renner, der dem Helden gerade jetzt gelegen kommt. Der Jude wirkt hier nicht als deus ex machina, vielmehr ist sein Erscheinen schon am vorigen Tage, als er das Pferd den Offizieren zum Kaufe anbot, vorbereitet. Dieser Fall diene als Beispiel dafür, wie Uechtritz solchen Zufällen durch Vorbereitung das Gezwungene nahm. — Ein andrer Zufall, das Herunterfallen des Madonnenbildes (2. Abteilung III, S. 293 f.), der eine wunderbar romantische Ausnützung hätte erfahren können, findet seine natürliche Erklärung; nur Lucrezia empfindet diesen Zufall als ein Zeichen der Himmlischen, als Warnung. — Wie klar und einfach, alles Mystischen bar ist im „Eleazar" die Szene, in der der alte Dolchmann Eleazar das Schwert überreicht: und was hätte ein Romantiker daraus gemacht! Wir sehen also, der Zufall findet bei Uechtritz keine willkürliche, unmotivierte oder romantische Verwendung.

Wenn wir zusammenfassend die Kompositionsweise Uechtritz' betrachten, so läßt sich kurz sagen: der Dichter ist an sich der Kunstregeln im allgemeinen sich bewußt. Aber bei seinem Bestreben, viel zu geben, gibt er zuviel. Seinen Romanen kommt

es zugute, daß er ein Mann von ungewöhnlichem Wissen ist; doch dieser Wissensschatz wird ihm durch den Zug seiner Lehrhaftigkeit gefährlich, so daß, zumal seine Werke Tendenzromane sind, „das leichte Fahrzeug der Poesie bei ihm in manchen Partien“ zu schwer mit theoretischen, abstrakten Elementen, mit „Reflexionen und Diskussionen beladen“ ist. (Sybel VII.) Zum andern entspringt einem Vorteil ein Nachteil: seiner Natur entsprechend läßt Uechtritz bei der Arbeit an den Romanen die größte Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit walten, seine Werke verraten die peinlichste Nachprüfung, und ein eifriges Feilen; und auch darin ist er wieder zu weit gegangen und nahm der Darstellung den genialischen Schwung.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Der Dichter in der Zeit seiner romanschriftstellerischen Tätigkeit. — Der Erfolg seines Schaffens.

I. Komposition und Technik 17

Die Idee und die Tendenz. — Übersichtlichkeit. — Anlage und Aufbau. — Objektivität. — Spannung. — Kontraste. — Unterbrechungen der Erzählung. — Der Zufall.

II. Charaktere und Charakterzeichnung.

Allgemeines. — Charakterentwicklung. — Der Held. — Die historischen Charaktere. — Die Charaktere als typische Vertreter von Ständen, Berufen und Völkern. — Fanatische und leidenschaftliche Charaktere. — Frauengestalten. — Komische, — tragische Charaktere — unmittelbare Charakterisierung — mittelbare Charakterisierung.

III. Motive und ihre Verwertung.

Grundmotiv. — Innere-seelische Motive. — Motive der Gewalttat. — Intrige und Betrug. — Motive des Abenteuerromans. — Wiederholte Verwendung gleicher Motive.

IV. Geschichtliches.

V. Theologie, Philosophie und Literaturgeschichte.

VI. Sprache und Stil.

Schlußbemerkung.

Literaturvermerk.

Lebenslauf.

Ich, Curt Meyer, evangelischen Bekenntnisses, bin als Sohn des Steinbruchbesitzers Julius Meyer und seiner Ehefrau Anna geb. Häusler am 13. September 1884 zu Jauer geboren und bin preußischer Staatsangehöriger. Von Ostern 1894 bis Michaelis 1904 besuchte ich das Kgl. Gymnasium zu Jauer und verließ diese Anstalt mit dem Reifezeugnis. Darauf studierte ich auf den Universitäten München und Breslau vorwiegend Deutsch, Geschichte und Geographie und hörte die Vorlesungen, resp. nahm an den Seminarübungen teil folgender Herren Dozenten:

Baumgartner, Borinski, Cichorius, Cornelius, Crusius, Drescher, Giesenhagen, Hellmann, v. Hertling, Hönigswald, Jansen, Kaufmann, Koch, Kowalsewki, Kühnemann, v. d. Leyen, Lipps, A. O. Meyer, Muncker, Passarge, Paul, Pfänder, v. d. Pfordten, Pöhlmann, Preuß, Schermann, Siebs, Supan, Voll, Volz.

Allen diesen Herren Dozenten bin ich zu großem Danke verpflichtet, vor allem aber Herrn Professor *Max Koch,* der mir die Anregung zu dieser Arbeit gab und mir immer ein gütiger Lehrer und Berater war.